

Eine antike Grenzsage und ihre neuzeitlichen Parallelen¹.

Von Dr. Lutz Röhrich, Mainz.

Herrn Prof. Dr. Kurt Wagner zum 60. Geburtstag.

Betrachtet man die Aufgabe der Grenzbestimmung allein von ihrer rechtlichen Seite, so lassen sich leicht zwei Hauptkategorien unterscheiden:

1. die Grenzbestimmung, in der nur ein Teil der Abgrenzende, der andere der Abgegrenzte ist, und

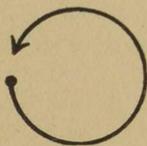
2. die Grenzziehung zwischen zwei gleichberechtigten und gleichinteressierten Partnern. Es ergeben sich ferner zwei Unterkategorien, die, im Unterschied zu den beiden ersten, prinzipiellen Kategorien, mehr praktischer Art sind. Wir nennen sie die Durchführungskategorien und scheidet dabei

a) die lineare, und

b) die punktuelle Grenzbestimmung.

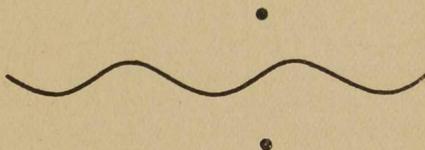
Kombinieren wir beide Kategoriengruppen, so ergeben sich vier verschiedene Möglichkeiten der Grenzfindung, die am anschaulichsten durch vier einfache schematische Skizzen dargestellt werden.

1a. „Einseitig“ „linear“.



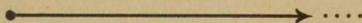
(Abgrenzung z. B. durch Umreiten, Umschreiten oder Umpflügen.)

2a. „Doppelseitig“ „linear“.



(Abgrenzung z. B. durch Grenzreiter mit verbundenen Augen, blinde Tiere usw.)

1b. „Einseitig“ „punktuell“.



(Grenzpunktbestimmung z. B. durch Pfeilschuß, Hammerwurf usw.)

2b. „Doppelseitig“ „punktuell“.



(Grenzpunktbestimmung durch Grenzlauf, wobei der Weg so festgelegt ist, daß die Läufer sich gegenseitig begegnen müssen.)

Mit diesen rein juristisch-formalen Grundmöglichkeiten der Grenzfindung haben wir auch schon das Koordinatensystem gewonnen, in das sich alle wichtigen Grenzsagen zwanglos einordnen lassen.

Ist die 2. Kategorie, bei der die die Grenze festlegenden Partner nicht nur das gleiche Interesse (nämlich eine möglichst günstige Grenze zu bekommen), sondern auch gleiche Rechte haben, in ihrem Wesen demokratisch-isonom,

¹ Wertvolle Hinweise verdanke ich Herrn Stud.-Ass. Heni, Tübingen. Der Untersuchung kam ferner zugute, daß ich die nahezu unerschöpfliche Privatbibliothek Joh. Boltes benutzen konnte, die sich jetzt wieder im Archiv der deutschen Volkserzählung in Marburg befindet.

so steht die 1. Kategorie vor einem mehr monarchisch-patriarchalischen Hintergrund. Einige Beispiele für die Kategorie 1a mögen dies erhärten: Mohamed belehnte die Helden türkischer Romanzen mit so viel Land von der Ebene Makedoniens, als sie während eines Tages umreiten konnten¹. In den deutschen Sagen scheinen es immer bedeutende und im Volk beliebte Fürsten zu sein, von denen man sich solche Anekdoten und Geschichten erzählt, ja mit dem Motiv des Umreitens, Umschreitens oder Umpflügens hat die erzählhafte Volksüberlieferung geradezu einen Grundtypus für den Idealfall geschaffen, wie der großzügige Herrscher dem verdienten Untertanen seinen Grundbesitz zumißt bzw. ihn sich selbst abmessen läßt. Am hübschesten kommt dies in Erzählungen, besonders in Gründungssagen aus den Sagenkreisen um Karl den Großen² und um den Großen Kurfürsten³ zum Ausdruck. Offenbar hat nur gerade dieser einzelne, in der Wirklichkeit doch wohl eher seltene als regelmäßige Fall, die Sage befruchtet. Nur dieser Einfall konnte zur Sage werden, und die Sagen um Karl den Großen beweisen, wie gut sich gerade dieser Typus dazu eignete, weiter ausgesponnen zu werden, besonders auch mit schwankhaften Elementen. Dasselbe Motiv sagenhaften Landgewinns durch Umpflügen, wobei auch die Überlistung schon eine Rolle spielt, findet sich gleich im 1. Kapitel der Snorraedda: König Gylfi schenkt der Göttin Gefjon, die als fahrende Frau verkleidet ist, soviel Land, als vier Ochsen in einem Tag und einer Nacht pflügen können. Sie spannte nun ihre vier Söhne vor den Pflug, die so kräftig zogen, daß das Land sich ablöste und die Insel Seeland sich bildete.

Gehen wir zum 2. Kategorienpaar über, so ergeben sich auch hier für die beiden Möglichkeiten a und b, für lineare und punktuelle Grenzbestimmung, zwei Haupttypen der Grenzsage. Die Erzählungen, die von der Entstehung einer linearen Grenze zwischen zwei gleichberechtigten Partnern berichten, sind fast immer Erklärungsversuche einer ungerecht oder merkwürdig (etwa in Zickzacklinien) verlaufenden Grenze. Auch hier ist die Variationsmöglichkeit der Typen gering, und es gibt im wesentlichen nur zwei Motive, die ständig wiederkehren: die Grenzbestimmung durch ein blindes Pferd oder einen blinden Esel, dem die Menschen folgen, wenn sie auf andere Weise sich nicht einigen können⁴, und die Grenzbestimmung durch einen Reiter, der mit verbundenen Augen zwischen den streitenden Parteien hindurchreitet und so die Grenze festlegt⁵. Natürlich ist in der sich dem Schwank so oft nähernden Volkssage der Zufall nie ganz so blind, wie es für die Gerechtigkeit eigentlich erforderlich wäre. Da ist entweder der Reiter bestochen oder das Pferd sucht sich selbst den besten Weg aus und legt die Grenze dadurch ungerecht⁶.

¹ Jac. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, Göttingen 1881, I, 123; weiteres Beispielmateriale hat Jac. Grimm in seinen deutschen Grenzaltertümern zusammengestellt, Abh. d. königl. Akad. d. Wiss. zu Berlin, 1843.

² Karl d'Estes, Rheinsagen, Stuttgart 1925, S. 242ff.; auf die fränkischen Könige gehen auch die ersten rechtlichen Urkunden dieser Art zurück, vgl. Grimm, Rechtsaltertümer S. 119.

³ Otto Knoop, Volkssagen, Köslin 1926, Nr. 114, 118, 122.

⁴ Die deutschen Sagen der Brüder Grimm, herausgeg. von H. Schneider, Berlin 1915, Bd. I, Nr. 287; K. Lohmeier, Die Sagen des Saarbrücker Landes, Saarbrücken 1924, Nr. 292.

⁵ Th. Bindewald, Oberhess. Sagenbuch, Frankfurt 1873, S. 163f.

⁶ G. Fr. Meyer, Schlesw.-Holst. Sagen, Jena 1929, S. 201.

Die punktuelle Grenzbestimmung betrachten wir zuerst in ihrer Zugehörigkeit zur 1. Kategorie. Hierher gehört z. B. die Grenzbestimmung durch einen Pfeilschuß: so verlangt der indische Vishnu vom König das Stück Landes zwischen dem Berg und der Stelle, bis zu der er mit dem Pfeil schießen werde, und gewinnt damit eine ungeheure Strecke¹. Ganz ähnlich erzählt die altpersische Sage von Aresch, dem besten Bogenschützen, daß sein gezeichneter Pfeil aus Persien vom Berge Damarend bis an den Oxus flog und hierdurch die Grenzen des Reiches bestimmte². Zum selben Prinzip der einseitig punktuellen Abgrenzung gehört auch der in den deutschen Volkssagen so häufige Typus der Grenzsteinträgersage, wobei ein Mann seine Besitzgrenze so weit vorverlegen darf, als er den Grenzstein zu tragen vermag³.

In der Betrachtung der möglichen Grenzfestlegungen und der ihnen entsprechenden Volkssagen fehlt nun noch der Typus 2b, d. h. der Fall einer punktuellen Bestimmung zwischen zwei Gleichberechtigten und Gleichinteressierten, wobei, mathematisch ausgedrückt, die Halbierung der zwischen den Parteien liegenden Strecke vorgenommen werden soll. Auch für diesen Fall hat die Volksüberlieferung einen immer wiederkehrenden bestimmten Typus geschaffen: Es handelt sich um die Schlichtung eines Grenzstreites durch einen sog. Grenzlauf⁴, ein Motiv, das schon im Altertum bekannt war und seine wichtigste Verwirklichung in den Philaenensagen fand, am frühesten in Sallusts Jugurthinischem Krieg.

Schon im 19. Kapitel erwähnt Sallust die arae Philaenorum⁵ als „quem locum Aegyptum vorsus finem habuere Carthaginieneses“. Die Sage selbst erzählt er dann im 79. Kapitel als einen geographisch-historischen Exkurs, wie er ihn gelegentlich bringt, um seinen Stoff zu gliedern und um Ruhepunkte in der Darstellung zu schaffen. Im 78. Kapitel geht voraus, wie aus der Stadt Leptis Abgeordnete in das Lager des Metellus kommen, um gegen einen Aufstand Truppenverstärkung und Unterstützung zu erhalten. Hier setzt die Philänensage ein:

„Weil uns die Angelegenheiten der Leptitaner nun einmal in diese Gegenden geführt haben, halte ich es nicht für unangebracht, die hervorragende und bewundernswürdige Tat zweier Karthager hier zu erzählen, an die mich unser Schauplatz erinnert.

Zur Zeit, als die Karthager Herren des größten Teiles von Afrika waren, waren auch die Cyrenäer ein großes und reiches Volk. Der in der Mitte zwischen ihnen gelegene Landstrich war sandig und einförmig; es gab da weder einen Fluß noch einen Berg, der die Grenzscheide hätte darstellen können. Dies veranlaßte einen schweren und langwierigen Krieg zwischen ihnen. Nachdem auf beiden Seiten Heere wie Flotten vernichtet und zerschlagen worden waren und beide Gegner sich erheblich zugesetzt hatten,

¹ Renonard de Ste Croix, voyage aux Indes orient. 1810, Bd. I, 99; nach Grimm, Rechtsaltertümer a. a. O.

² E. L. Rocholz, Tell, Heilbronn 1877, S. 27 ff., vgl. Grimm, Rechtsaltertümer a. a. O.

³ L. Bechstein, Thür. Sagenbuch, Leipzig 1885; Alois Lütolf, Sagen ... Luzern 1865, S. 166 f.; E. Pohl, Die Volkssagen Ostpreußens, Königsberg 1943, S. 187; A. Haas, Pomerische Sagen, Leipzig 1926, S. 137; ältere Rechtsurkunden für diese Art der Grenzbestimmung bei Grimm, Rechtsaltertümer I 78.

⁴ Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens III 1137 f.

⁵ Vgl. hierzu den Artikel „arae Philaenorum“ in Pauly-Wissowa XIX 2098 ff.

befürchteten sie, es könnten bald Sieger wie Besiegte in ihrer Erschöpfung von einem Dritten angegriffen werden. Während eines Waffenstillstandes schlossen sie deshalb einen feierlichen Vertrag: An einem bestimmten Tag sollten Abgeordnete von zu Hause aufbrechen und auf der Stelle, wo sie einander begegnen würden, sollte die gemeinsame Grenze beider Völker sein. So wurden von Karthago zwei Brüder namens Philänus abgeschickt und diese beeilten sich vorwärtszukommen. Die Cyrenaeer dagegen gingen langsamer; ob dies aus Trägheit oder durch einen Zufall geschah, konnte ich mich nicht genügend unterrichten. Soviel ist richtig, daß in diesen Gegenden der Sturm ebenso hinderlich ist wie auf dem Meer. Denn wenn in den flachen und vegetationslosen Gegenden sich ein Wind erhebt und den Sand vom Boden aufwirbelt, so geschieht dies meist mit solchem Ungestüm, daß er den Reisenden ins Gesicht und in die Augen dringt, so daß sie bei so behinderter Sicht aufgehalten werden. Wie nun die Cyrenaeer sahen, daß sie bedeutend zurückgeblieben waren, und ihnen bang wurde, man könnte sie wegen dieser verlorenen Sache bei ihrer Rückkehr bestrafen, machten sie einfach den Karthagern den Vorwurf, vor der bestimmten Zeit zu Hause weggegangen zu sein, und suchten dadurch die Sachlage zu verwirren, kurz, sie wollten lieber alles andere, als besiegt abziehen. Als nun die Punier verlangten, man solle ihnen einen anderen Vorschlag machen, wenn er nur billig wäre, da stellten die Griechen die Karthager vor die Wahl: Entweder sollten sie sich an dem Ort, den sie für ihr Volk als Grenze verlangten, lebendig eingraben lassen, oder sie selbst wollten unter derselben Bedingung bis zu der Stelle weitergehen, die sie wollten. Die Philänen nahmen den Vorschlag an und brachten sich und ihr Leben dem Staate zum Opfer. So wurden sie denn lebendig begraben. Die Karthager weihten auf derselben Stelle den Philänenbrüdern Altäre, und andere Ehrenbezeugungen wurden ihnen in ihrer Heimat erwiesen. Aber nun will ich zu meinem Thema zurückkommen.“

Prüft man diese, künstlerisch geschickt aus den Gegensätzen heraus entwickelte Schilderung lediglich auf ihre historische Wahrheit und logische Folgerichtigkeit, wie dies Middendorf und Meltzer getan haben, so muß man freilich zu einem negativen Urteil gelangen; die Sallustische Erzählung ist dann ein „Gemisch von irrigen Voraussetzungen und historischen, sowie logischen Unmöglichkeiten“¹, denn

1. um ein Stück Wüste führt man keinen langen und blutigen Krieg².
2. Eine dritte Großmacht gab es nicht, vor der die beiden erschöpften Parteien hätten Furcht haben müssen.
3. Zwei so mächtige und so verschiedenartige Völker wie die punischen Karthager und die griechischen Cyrenaeer werden einen Grenzkrieg nicht durch ein so primitives und unsicheres Mittel geschlichtet haben, wie dies der Grenzlauf ist.
4. Wäre es zum Grenzlauf gekommen, so hätten sie sich wenigstens gegenseitig kontrolliert.

¹ Otto Meltzer, *Gesch. d. Karthager*, Berlin 1879—1913, I 190; vgl. H. Middendorf, *Über die Philaenensage*, Münster 1853, S. 7 ff.

² Mit den arae Philaenorum besaß Karthago die ganze Westküste der großen Syrte, die für den Handel ungleich wichtiger war als die Ostküste (tieferes Fahrwasser, mehr Häfen). Wenn hier Kämpfe stattgefunden haben, dann aus diesen Gründen und nicht wegen eines ager harenosus. Vgl. Middendorf a. a. O., S. 20.

5. Es fehlt eine genaue Bestimmung des Starttermins, der für die Erzählung eine logische Notwendigkeit darstellt (bei Sonnenaufgang, beim 1. Hahnenschrei od. ähnl.).

6. Man läßt die Abgesandten nicht von bestimmten Punkten in der Nähe des strittigen Gebietes, sondern von Karthago und Cyrene selbst ausgehen („domo proficiscerentur“ und im selben Sinn: „Carthagine missi“). Eine solche Entfernung wäre aber wohl auch für den besten Läufer zu viel gewesen. Es ging damals auch noch keine Küstenstraße wie heute, auf der die beiden Läufer notwendig hätten zusammentreffen müssen¹.

7. Sallust hat sich in der geographischen Lage der arae Philaenorum gewaltig getäuscht², denn er nahm die Philänenaltäre nicht an der tiefsten Stelle der großen Syrte an, sondern westlich von Leptis magna (zwischen den beiden Syrten)³.

8. Bei der ganz ungerechtfertigten Beschuldigung geben die Philänenbrüder sogleich nach und opfern sich blindlings, obwohl sie im Recht waren und sie sich auf den abgeschlossenen Vertrag hätten berufen können.

9. Die Philänenbrüder hätten befürchten müssen, daß die Griechen ihre Leichen ausgegraben und an einem für sie günstigeren Platz bestattet hätten. Den unzufriedenen Griechen, die sich schon an den ersten Vertrag nicht gehalten hatten, wäre eine solche Tat durchaus zuzutrauen gewesen⁴.

10. Ein Philänenkultus der Karthager ist nicht anzunehmen⁵.

Alle diese Unstimmigkeiten sollen nicht geleugnet werden, aber wir haben damit noch kein Ergebnis, höchstens das negative, daß die Sage sich für die Historie nicht verwenden läßt⁶, aber weder über Sallust noch über die Geschichte unserer Sage vermag uns eine solche Kritik etwas Wesentliches auszusagen. Wenn wir jedoch fragen: „Wie stellt sich Sallust als Historiker zu dieser Sage?“, dann haben wir schon das entscheidende Blickfeld für die Betrachtung der Entwicklung unseres Sagenstoffes im Altertum gewonnen: Obwohl es sich nur um eine unterhaltende Abschweifung handelt, unterzieht Sallust die Sage einer historisch-kritischen Betrachtung. In diesem Suchen nach psychologischen Gründen, nach wissenschaftlichen Unterlagen, besonders nach historischer und geographischer Durchdringung des Stoffes versteht Sallust die Erzählung falsch, denn Sallusts Bericht ist nicht Geschichte, er ist historische Sage, d. h. ein Stoff, der nicht in der absoluten Wirklichkeit existiert, sondern im Erzählhaften lebt.

In Kapitel 17 teilt Sallust mit, daß das Folgende über Nordafrika aus Büchern des Königs Hiempsal entnommen sei. Damit ist es natürlich

¹ Vgl. Middendorf S. 9.

² So ist auch der Irrtum von 6. zu erklären.

³ Im Kap. 19 gibt Sallust die Reihenfolge der Städte an der nordafrikanischen Küste von Ost nach West in folgender Reihenfolge: Cyrene-Leptis-Arae Phil., vgl. Middendorf S. 22f.

⁴ Vgl. Middendorf S. 11.

⁵ Vgl. Meltzer I 186f.

⁶ Eine gewisse historische Bestätigung, daß die Tendenz der Cyrenaikagriechen nach Westen ging, und es dabei zu Auseinandersetzungen mit den Karthagern kam, ist bestenfalls aus der bei Herodot V 41 ff. ungefähr auf 500 v. Chr. anzusetzenden Geschichte des Königs Doriaeus zu entnehmen; vgl. auch Meltzer S. 182f. Einen langen und hartnäckigen Streit kann es allerdings kaum gegeben haben, da auf der griechischen Seite eine solche Macht gar nicht vorhanden war. Auch ist es unwahrscheinlich, daß in der griechischen Literatur Einzelheiten über einen so großen Krieg verlorengegangen wären.

durchaus möglich, daß bei diesen Werken auch griechische Literatur aus Nordafrika war, woraus Sallust diese Erzählung geschöpft haben kann. Es gab ja auch karthagofreundliches griechisches Schrifttum, und aus dieser Schicht muß Sallusts Quelle stammen, wenn die Zwischenquelle sich auch nicht ausmitteln läßt. Daß Sallusts Quelle griechisch war, ist jedenfalls sicher, denn wie schon der Name der Philänen zeigt, haben die Römer erst von den Griechen Kenntnis des Orts und seines Namens übernommen. Die Tatsache jedoch, daß die griechischen Schriftsteller die eigentliche Philänensage nicht kennen¹, legt die Annahme nahe, daß es sich um eine nordafrikanisch-griechische Sage handelt, die nach der Eroberung Nordafrikas durch Rom in den Schatz der römischen Geschichtsschreibung eingegangen ist.

Auch wenn Sallusts Wiedergabe unserer Sage die älteste uns erhaltene Fassung darstellt, so lassen doch auch noch die späteren antiken Varianten manchen Schluß auf die Entstehung der Sage zu. Aus dem 1. wie aus dem 4. nachchristlichen Jahrhundert ist uns je eine Fassung der Philänensage überliefert; die erste stammt von Valerius Maximus, die zweite von Pomponius Mela.

Das Werk des Valerius Maximus ist eine Zusammenstellung von Anekdoten und Tugendbeispielen, und die Vaterlandsliebe wäre etwa der Sammelinhalt für die im V. Buch erzählten Geschichten. An verschiedenen Beispielen zeigt Val. Max. die Aufopferung Einzelner für den Staat und bringt dazu zunächst acht Legenden aus der römischen Geschichte. Dann fährt er fort: „es gibt auch außerhalb der römischen Geschichte solche Beispiele“, und an 5. Stelle wird als Höhepunkt dieses Abschnittes die Philänensage ausführlicher als die sie umgebenden Geschichten erzählt:

„Für die Vaterlandsliebe will ich noch ein weiteres Beispiel anführen: Zwischen Karthago und Cyrene wütete ein hartnäckiger Grenzstreit. Schließlich kamen die beiden Gegner überein, zu gleicher Zeit junge Männer loszuschicken und die Stelle, an der sie zusammenträfen, als Grenze für beide Völker anzuerkennen.

Allein dieser Vertrag wurde von zwei Brüdern namens Philänus auf karthagischer Seite hinterlistig durchkreuzt, indem diese vor der festgesetzten Zeit im Eilschritt aufbrachen und so die Grenze weiter verschieben konnten. Als die jungen Cyrenär das merkten, protestierten sie lange gegen den Betrug der Karthager. Schließlich suchten sie mit Erbitterung die Ungerechtigkeit ihrer Situation rückgängig zu machen. Sie erklärten nämlich, diese Grenze solle nur dann gelten, wenn sich die Philänen lebendig begraben lassen wollten; aber der Erfolg entsprach nicht der gehegten Absicht. Denn jene waren ohne weitere Bedenkzeit bereit, sich von ihnen mit Erde zudecken zu lassen. Sie ruhen wohl, da sie lieber die Grenze ihres Vaterlandes, als die ihres eigenen Lebens ausdehnen wollten. Im Leben und im Tod erweiterten sie die Machtausdehnung Karthagos.

Wo sind die hohen Mauern des stolzen Karthago? Wo der Ruhm des berühmten Seehafens, wo die Flotte, der Schrecken aller Küsten, wo die

¹ Mehrere griechische Schriftsteller erwähnen zwar den berühmten Grenzort, der noch in der Spätantike einer der Hauptmerkmale für die Scheidung von Orient und Okzident war. (Noch heute ist dort die Grenze zwischen den Verwaltungsbezirken von Sort und Barca.) Vgl. Meltzer I 185. Alle diese Schriftsteller, Skylax, Polybios und Ptolemäus berichten aber nur über den Grenzort und seine geographische Lage, wissen jedoch nichts von der Philänensage.

vielen Heere, wo diese große Reiterei, wo jener Pioniergeist, dem nicht einmal das unermessliche Afrika genügte? All das hat das Kriegsglück an die beiden Scipionen verteilt. Aber nicht einmal der Untergang des Heimatlandes der Philänen hat das Andenken an ihre hervorragende Tat auslöschen können. Es gibt eben nichts, das der Mensch als ein sterbliches Wesen an unsterblichen Werken erstreben könnte, außer der Virtus¹.“

Die Verwandtschaft der Valerius-Maximus-Variante mit der Darstellung Sallusts springt sofort in die Augen, und doch ist der Grundcharakter der Sage völlig verändert. Val. Maximus legt auf die historische Wahrheit nicht den geringsten Wert. Ob sein Stoff Sage oder Geschichte ist, ist ihm nebensächlich gegenüber seinem Paradigma für die Virtus, der am Schluß noch ein besonderer, rhetorisch verklärter Abschnitt gewidmet ist. Dadurch macht Val. Max. manches wieder gut, was Sallusts Quellenkritik verdorben hatte. Einiges, das ihm nicht herzugehören scheint, läßt er weg, und so wird das Bild klarer. Der wesentlichste Unterschied gegenüber Sallust besteht in der Einfügung der List der Philänen: sie werden zu wirklichen Betrügnern gestempelt, da sie vor der abgemachten Zeit aufbrachen. Was bei Sallust nur als Vorwurf erscheint, der Betrug, wird also bei Val. Max. in die Handlung eingebaut. Damit wird auch das Weitere folgerichtiger als bei Sallust: Die Cyrenäer gewahren den Grund ihrer Benachteiligung und wollen in den Verlust nur einwilligen, wenn die Grenzfrevler mit der gerechten Strafe, dem Tod, bestraft würden. Der Tod der Philänen stellt so im Unterschied zu Sallust eine gerechte Sühne dar. Zwischen diesem Betrug und der Apotheose der Tugend bleibt freilich ein Zwiespalt und es erhebt sich die Frage, ob Val. Max. nicht eine andere Quelle benutzt hat, die in ihrer Motivierung von Sallust abwich, sei es, daß sie von Sallusts eigener Quelle abhängig war, oder wahrscheinlicher eine von Sallust abhängige Zwischenquelle darstellte.

Vor dasselbe Problem stellt uns auch jener andere römische Schriftsteller, der in der Sallustnachfolge die Philänensage noch überliefert hat. Es ist Pomponius Mela, einer der ersten römischen Geographen, über dessen Leben — außer der Tatsache, daß er spanischer Abkunft war — so gut wie nichts bekannt ist. Nachdem Pomponius Mela I 33 die arae Philaenorum als einen der Grenzpunkte des eigentlichen Afrika genannt hat, gibt er kurz darauf (I,38) exkursartig die Philänengeschichte in einem einzigen Schachtelsatze wieder, der, wenn auch stark komprimiert und nüchtern, doch die ganze Sage enthält: „... Die Altäre haben ihren Namen von den Philänusbrüdern, die von karthagischer Seite den Cyrenäern entgegenesandt wurden, um einen langen und für beide Teile blutigen Krieg um die gegenseitigen Grenzen unter der folgenden Bedingung beizulegen: Zu einer festgesetzten Zeit sollten von beiden Seiten aus Vertreter abgesandt werden. Da die Karthager sich an die getroffenen Vereinbarungen nicht gehalten hatten, kamen die Gegner von neuem überein: Dafür daß alles, was diesseits des Treffpunktes lag, ihren Landsleuten abgetreten würde, ließen sich die karthagischen Brüder an Ort und Stelle lebendig begraben. — Eine bewundernswerte und denkwürdige Tat²!“

¹ Valerii Maximi Factorum et Dictorum Memorabilium libri novem, rec. C. Kempfius, Berolini 1854, V 64, S. 443 f.

² Pomponii Melae Chorographia libri tres recogn. C. Frick, Leipzig 1880, I 7, S. 9f.

Polyaen.

Streit zwischen Lampsakus und Parium.

Vereinbarung: Beim ersten Hahnenschrei sollen Männer einander entgegengeschickt werden; der Treffpunkt soll die gemeinsame Grenze sein.

Die Lampsakener überreden einige Fischer in der Gegend, die vorbeikommenden Parianer durch eine Einladung zu einem Opfer aufzuhalten.

Alles kommt so. Die Lampsakener erreichen einen großen Vorsprung und können so das Heiligtum des Hermes als Grenze festsetzen.

Sallust.

Anknüpfung an die geographische Bezeichnung arae Philaenorum als Überleitung zum Exkurs.

Historische und geographische Festlegung des Schauplatzes: Karthago und Cyrene, dazwischen ein Stück Wüste.

Grenzkrieg fast bis zur gegenseitigen Ausrottung.

Vertrag: An einem bestimmten Tag sollen Abgeordnete von beiden Seiten sich entgegengehen. Wo sie sich begegnen, soll die Grenze sein.

Von Karthago aus: Die beiden Philänenbrüder. Sie beeilen sich.

Die Cyrenäer gingen langsamer, Grund unbekannt.

Möglichkeit: Ein Sandsturm hat ihnen vielleicht die Sicht verwehrt.

Bei dem Zusammentreffen werfen sie aus Furcht vor Strafe ihren Gegnern Unehrlichkeit vor.

Punier verlangen Gegenvorschlag.

Griechen verlangen: Entweder lebendig begraben

oder unter derselben Bedingung Grenze dort, wo sie wollen.

Philänen willigen ein und werden lebendig begraben.

Die Karthager weihen ihnen auf derselben Stelle Altäre. Andere Ehrungen in der Heimat.

Gegenüber unseren älteren Quellen Sallust und Val. Max. bringt Pomponius Mela keine neuen Züge¹. Seine Erzählung schließt sich — soweit man dies bei der gedrängten Kürze erkennen kann — an die beiden erstgenannten an. Wie bei Val. Max. halten sich auch bei Pomp. Mela die karthagischen Brüder nicht an die getroffenen Vereinbarungen. Aber Pomp. Mela hat wohl auch Sallust gekannt, denn Sallust war zur Zeit Melas ein vielgelesener Schriftsteller; auch knüpft Mela wie Sallust seine Wiedergabe der Sage an den auffallenden Namen arae Philaenorum an.

Das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis und die Parallelität der römischen Quellen wird am deutlichsten in einer synoptischen Darstellung der in ihre Inhaltsepisoden aufgelösten Sagen (siehe oben). Aus einer solchen Zusammenstellung geht klar hervor, daß die römischen Fassungen, auch wenn

¹ Vgl. Middendorf S. 12.

Valerius Maximus.

Anknüpfung an den letztabgehandelten Begriff (Vaterlandsliebe als Überleitung zu einem weiteren Beispiel).

Schauplatz: Karthago und Cyrene.

Hartnäckiger Grenzstreit.

Vertrag: Zu gleicher Zeit sollen junge Männer von beiden Seiten einander entgegengeschickt werden. Wo sie sich begegnen, soll die Grenze sein.

Auf karthagischer Seite brechen die beiden Philänusbrüder den Vertrag, indem sie vorher aufbrechen.

Die Cyrenaer merken das

und fordern, sie sollen sich lebendig begraben lassen.

Aber der Erfolg entsprach nicht der Absicht, denn die Philänen willigen ein und werden lebendig begraben.

Nachruf auf die Philänenbrüder. Nachruf auf die Karthager. Preis der virtus.

Pomponius Mela.

Anknüpfung an die geographische Bezeichnung arae Philaenorum als Überleitung zum Exkurs.

Philaeni waren das karthagische Brüderpaar, das damals von Karthago aus geschickt worden war,

um den schweren Krieg beizulegen.

Bedingungen: Zu einer festgesetzten Zeit sollen von beiden Seiten Vertreter abgesandt werden. Wo sie sich begegnen, soll die Grenze sein.

Die Karthager hielten sich nicht an die Bedingungen.

Neue Vereinbarung: Bei dieser Grenze blieb es nur, weil die Karthager sich lebendig begraben ließen.

Verherrlichung der Tat.

sie in Wortwahl, Stil und Erzähltempo voneinander stark verschieden sind, in der Parallelität des Aufbaus ihre Verwandtschaft erweisen. Der synoptische Vergleich der Inhaltsangaben bedarf hierin keines weiteren Kommentars.

Die einzige Parallele unseres Sagenstoffes im griechischen Umkreis findet sich in Polyäns Kriegslistenzusammenstellung, einer Art Lehrbuch der Taktik, Feldherrnvorsicht, List, Klugheit und nicht selten des Betrugs. Polyän bringt die Sage auch nicht als Tugendbeispiel, sondern als Kriegslist in einem Abschnitt, den man „Scheinmanöver“ betiteln könnte:

„Als die Bewohner von Lampsakus und Parium wegen ihrer Gebietsgrenzen miteinander in Streit lagen, vereinbarten sie, beim ersten Hahenschrei Männer aus jeder der beiden Städte einander entgegenzuschicken; da, wo sich die Abgesandten begegnen würden, sollte die beiderseitige Gebietsgrenze sein. Als dieser Vorschlag angenommen war, überredeten die

Lampsakener einige von den Fischern in der Gegend, sie sollten, wenn sie die Parianer vorbeigehen sähen, reichlich Fische aufs Feuer setzen und viel Wein dazu, wie wenn sie dem Poseidon ein Opfer darbringen wollten, die Parianer einladen und ihnen erfreut zusprechen, den Gott zu ehren und an der Opferhandlung teilzunehmen. Die Fischer machten das so. Die Parianer folgten der Einladung der Fischer, aßen und tranken mit ihnen und versäumten darüber, ihren Marsch zu beschleunigen. Die Lampsakener dagegen strengten sich an, gewannen einen Vorsprung und kamen bis zum Heiligtum des Hermes, das von Parium nur 70, von Lampsacus dagegen 200 Stadien entfernt ist. So viel Land entrissen die Lampsakener den Parianern durch List, indem sie das Heiligtum des Hermes für sich als Grenze festsetzten¹.

Obwohl Polyäens Erzählung für uns die einzige Quelle einer griechisch-kleinasiatischen Parallelsage ist, dürfen wir doch annehmen, daß Polyäen eine zu seiner Zeit auch anderweitig bekannte Geschichte mitgeteilt hat. Seine aus reicher Belesenheit kompilierten acht Bücher Kriegslisten sind nämlich im allgemeinen ziemlich kritiklos von den betreffenden Quellen übernommen worden, und so hat er die Erzählung wahrscheinlich dem zur Zeit Herodots lebenden Lampsakener Logographen Charon entnommen, der nach Suidas² vier Bücher über die Grenzen der Lampsakener geschrieben hat³.

Die Polyäensche Variante scheint nach allen Anzeichen aus einer in den beteiligten Städten lokalisierten Ortssage hervorgegangen zu sein, deren Ursprünge wir vielleicht ätiologisch erklären und damit eine Analogie zur Philänensage gewinnen können; denn auch diese griechische Sage knüpft ja an ein Grenzmal an und verläuft so in genauer genetischer Parallelität. Wahrscheinlich hat die Tatsache, daß eine Grenze

1. als ungerecht empfunden wurde, und

2. zufällig gerade an einem Hermaion, dem Heiligtum des Gottes der List, verlief, die Kombination des durch List gewonnenen Grenzlaufes hervorgebracht. Ein ähnlicher Vorstoß in den vorliterarischen Bereich muß nun auch bei der Philänensage unternommen werden.

II.

Wir sahen, daß die älteste uns überlieferte Fassung der römischen Tradition schon nicht mehr die Sage selbst darstellte, sondern eigentlich nur noch ihren historisch-kritischen Kommentar. Die Sage muß also schon vorher dagewesen sein. Ihren möglichen Werdegang kann man vielleicht an Hand der einzelnen Episoden und Elemente nachvollziehen, denn es sind in der Philänensage trotz ihrer rein literarischen Überlieferung eine ganze Reihe volkstümlicher Elemente erkennbar⁴.

¹ Polyäen VI 24.

² Bd. III 658, herausgeg. von Küster.

³ F. Jacoby, Die Fragmente der griechischen Historiker Bd. III A, Leiden 1940, S. 8, Nr. 17, und Bd. IIIa, Leiden 1943, S. 1 ff.

⁴ Meltzer nimmt dagegen einen literarischen Ursprung der Fabel an, weil sie erst so spät, nachdem die Anlässe schon mehrere Jahrhunderte zurücklagen, in der Literatur erscheint, Meltzer I 491. Die Sage kann aber ja auch erst spät einen literarischen Niederschlag gefunden haben und die im folgenden aufgezeigten volkstümlichen Elemente scheinen dies zu beweisen.

Der Name arae Philaenorum scheint bei der Entstehung der Sage das Primäre gewesen zu sein, und wahrscheinlich ist die Erzählung von den Philänenbrüdern als ätiologische Sage zur Erklärung des älteren, nämlich nach den griechischen Quellen schon mindestens seit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert gebräuchlichen „Flurnamens“ entstanden. Nur mit dieser Hypothese wird man den unhistorischen und alogischen Inhalten der Sage gerecht, die alle Historiker von Sallust bis Meltzer an ihr beanstandet haben.

Die Namensform arae Philaenorum ist lediglich eine Übersetzung der griechischen *βωμοὶ Φιλαίων*¹, und wie schon im griechischen Sprachgebrauch *βωμός* nicht nur Altar, sondern auch tumulus, d. h. jede Erhöhung aus Stein, Erde oder Rasen, künstlicher oder natürlicher Entstehung, profaner oder geheiligter Art bedeuten kann, hat das Wort ara im Lateinischen ebenfalls einen sehr weiten Bedeutungsumfang. So wird die Bezeichnung ara von den Grammatikern auch auf Grenzsteine übertragen, wobei wohl die Heilighaltung der Grenze wie des Altares das tertium comparationis darstellt. Die Abgrenzung selbst — „*τέμενος*“ — ist ja ein wesentliches Merkmal des Heiligen und so ist es auch zu verstehen, daß die Grenze als unverletzlich, heilig und zauberkräftig galt². Es ist also

1. möglich, daß die *βωμοὶ Φιλαίων* ein Grenzzeichen der karthagischen Machtausdehnung im Osten waren, wie auch etwa die „arae Flaviae“, das heutige Rottweil, einen solchen Endpunkt einer Macht darstellten.

2. Wesentlich wieder auf der Gleichartigkeit der äußeren Erscheinung und dem gleichen Grade der Heilighaltung beruht es, wenn mit ara auch ein Grabstein bezeichnet werden kann³. Das ergibt nun für die Entstehung der Sage wiederum zwei Möglichkeiten:

a) das Grab stellt das Primäre dar, d. h. es handelt sich tatsächlich um ein Gedächtnismal für gewaltsam aus dem Leben Geschiedene, das den Sühnekreuzen, die wir in Europa, besonders in Deutschland und England so häufig finden, entspricht. Eine unmittelbare Parallele zu den Sühnekreuzen, wie Meltzer (I 188) sie vermutet, gibt es freilich in der Antike nicht, aber Steinhäufen, die früher einmal Gräber oder Grenzen gewesen sein mögen, wurden noch in der jüngsten Vergangenheit von Reisenden in Nordafrika bezeugt⁴. So berichtet H. Barth aus Nordafrika von einem Steinhäufen „Bu-ssafar“, bei dem jeder Pilger, der die hier beginnende eigentliche Wüstenzone früher noch nicht betreten hat, einen Stein den von früheren Reisenden aufgeworfenen Halden beifügen muß⁵. Diesen Vorgang bezeichnet

¹ Nach Meltzer (I 187) muß die Örtlichkeit ursprünglich einen punischen Namen getragen haben, dessen Form natürlich auch Meltzer nicht bestimmen kann. Diese Hypothese interessiert uns in unserem Zusammenhang nicht, weil die Sage nur aus dem griechischen Namen entstanden sein kann. — Wahrscheinlich ist der Name Banadedari, den das Itinerarium Antonii vermerkt, auf dem Wege der Korruptel entstanden als eine Weiterbildung der Bezeichnung Bomi id est arae, worauf zuerst Meltzer I 490 hingewiesen hat.

² Vgl. Pauly-Wissowa XI, 2139, 2147.

³ Vgl. Pauly-Wissowa Artikel „Ara“. Keinesfalls darf man in diesem Namen einen Rest altertümlicher Vorstellungen, wie etwa des Menschenopfers, sehen, wie Jac. Grimm dies noch getan hat.

⁴ Ch. Tissot, Géographie comparée de la Province Rom. d'Afrique, Paris 1884, I 505 ff.; G. Rohl s, Mein erster Aufenthalt in Marokko, Norden 1885, S. 263.

⁵ H. Barth, Reisen, Entdeckungen in Nord- u. Zentralafrika, Bd. I 143, 306, Gotha 1857. Weitere Belegstelle Pauly-Wissowa XIX, 2101.

Andree in einem „Steinhaufen“ überschriebenen Kapitel als einen der universellsten Bräuche überhaupt, der sich auf der ganzen Welt nachweisen läßt¹. Er nennt solche Steinhaufen die ursprünglichste Form aller Monumente und die bequemste Art eines Opfers und bringt dafür zahlreiche Belege (S. 46 ff.)

Noch schlagender wirkt die Parallele, die Gutmann von der ostafrikanischen Dschagga berichtet: Nichts war für eine Dschaggalandschaft wichtiger als die rechtzeitige Warnung vor einem Einfall beutelustiger Nachbarn. Die zuverlässigste Vorkehrung schien ihnen lange Zeit das Lebendigbegraben kleiner Kinder an den Landesgrenzen . . . Von diesen lebend vergrabenen Kindern erwarteten sie Warnlaute, ein Summen und Dröhnen in der Erde vor jedem feindlichen Einfall. Stets mußte es ein Paar sein, ein Knabe und ein Mädchen, die gesondert voneinander, an verschiedenen Stellen eingegraben wurden². Hier handelt es sich eindeutig um den präanimistischen Glauben an die wachsame Fortexistenz lebendig Begrabener.

Ob allerdings Steinhaufen in der Wüste wirkliche Erinnerungszeichen an eine an dieser Stelle vorgefallene Tat, ob sie wirklich ursprüngliche Gräber waren oder nicht, läßt sich nicht entscheiden, und bringt uns zu einer zweiten Möglichkeit:

b) Auch das Mal kann das Primäre sein. Wie in der europäischen Sage wenig mehr die Phantasie des Volkes angeregt und sagenbildend gewirkt hat, als die sog. Sühnekreuze, so konnte wohl auch in der Antike aus einem faktischen Hügel oder Steinhaufen leicht ein Grab der Sage werden. Eine solche Sagenbildung erfolgt ja fast immer, wenn der ursprüngliche Sinn einer Sache verlorenght. Wir können das für den Fall der arae Philaeorum natürlich nicht beweisen³, aber ein anderes Beispiel mag wieder die Analogie zu unserem Fall geben: So erwähnt Haxthausen die Steinhaufen bei Eriwan in Armenien. Dort liegen der Sage nach fromme Nonnen darunter begraben, die hier gesteinigt wurden⁴.

Ein ganz ähnliches Prioritätsverhältnis des Namens vor der Sache und der Sage können wir vermuten, wenn wir nun zum zweiten Bestandteil des Namens, zu den Philänenbrüdern übergehen. So rührt vielleicht die Bezeichnung Philänenbrüder nur von zwei gleichen oder ähnlichen Grenzzeichen links und rechts des Weges her, wie man noch heute von Schwesterbergen oder von Schwesterstädten spricht, oder wie schon Strabo eine Gruppe ähnlich hoher Berge als „die 7 Brüder“ bezeichnet hat⁵. Hinzu kommt noch der Name der Brüder, der die sagenbildende Phantasie in eine bestimmte Richtung getrieben haben mochte. Das Wort *Φιλαῖνοι* ist wohl

¹ R. Andree, *Ethnographische Parallelen und Vergleiche*, Stuttgart 1878, S. 47.

² B. Gutmann, *Das Recht der Dschagga*. Arbeiten z. Entw. psych. Bd. 7, München 1926, S. 395. Ganz ähnlich berichtet Frazer aus Hinterindien, daß Menschen lebendig in eine Mauer eingemauert werden, um dem Bau Festigkeit zu verleihen. Die Seelen der lebendig Eingemauerten sind gleichzeitig treue Wächter; vgl. HdA. V 957; RGG² Art. Baupfer. Das antike Griechenland kannte Heroengräber an Grenzen. Korobos, der 1. Olympiasieger, war begraben *Ἡλείας ἐπὶ τῷ πύργῳ*, wie die Inschrift besagte. E. Rohde, *Psyche*, 5. u. 6. Aufl., Tübingen 1910, I 160. Zahlreiche weitere Beispiele besonders aus dem Mittelalter: Grimm, *Deutsche Mythologie*, Berlin 1876, S. 956.

³ Die auseinandergehenden Mitteilungen des Plinius und Strabos über die Existenz der Altäre betrifft die Entwicklungsgeschichte unserer Sage nicht. Beide Auffassungen sind, wie Middendorf S. 16 gezeigt hat, erklärbar und vereinbar.

⁴ Haxthausen, *Transkaukasien* I 22; Zitat nach Andree S. 50.

⁵ Vgl. Middendorf S. 16.

erst später zum Eigennamen der beiden geworden und bedeutete — zusammengesetzt aus *φιλεῖν* und *αἶνος* zunächst nur die Ruhmliebenden. Das hat schon Solinus, ein Historiker des 3. Jahrhunderts, richtig erkannt, wenn er schreibt: „Philaenis fratribus a laudis cupidine Grajum vocamen datum“¹. Die „Altäre der Ruhmliebenden“ als Grenze zwischen Karthago und den Cyrenaicagriechen haben wohl den wesentlichen Anstoß zu unserer antiken Grenzlaufsage gegeben², und wie bei der Philänensage aus dem Namen eines Grenzpunktes, so ist in einer bei Diodor (XV 18,2) bezeugten Geschichte aus dem Namen eines Brauches das „Aitionfabulat“ einer Art Grenzlaufsage entstanden, bei der wiederum das Übertölpeln (*προφθασία* = das Zuvorkommen) den Erzählungsmittelpunkt abgibt:

„Als Tachos . . . starb, gerieten die Einwohner von Klazomenä und Kyme um die Stadt Leuka in Streit. Zuerst hatten die Städte im Sinn, die Sache mit den Waffen zu entscheiden. Dann aber schlug ihnen jemand vor, den Gott zu fragen, welche von den beiden Städten die Herrschaft über Leuka haben solle. Pythia tat den Ausspruch: Diejenige soll herrschen, die zuerst in Leuka opfert. Es solle nämlich jede Partei aus ihrer Stadt mit Aufgang der Sonne abgehen an einem Tage, den beide Teile gemeinschaftlich bestimmen sollten. Der Tag wurde festgesetzt, und die Kymäer glaubten im Vorteil zu sein, weil ihre Stadt näher lag. Die Klazomenier aber, die weiter entfernt waren, erdachten, um doch zu gewinnen, folgende List: Sie losten aus ihrer Mitte Siedler aus und gründeten nahe bei Leuka eine Stadt, von dort aus brachen sie beim ersten Sonnenstrahl auf, so daß sie den Kymaern mit der Darbringung des Opfers zuvorkamen. Durch diesen Kunstgriff wurden sie Herren von Leuka, und nun ordneten sie ein jährliches Fest an und gaben dem Volksfest den entsprechenden Namen „Prophthasia — das Zuvorkommen“.

Doch kehren wir nochmals zum Philänentyus zurück: Es gibt neben dem Namen auch noch eine weitere Tatsache, die die Sagenbildung fördern mußte. Dies ist die Verschiedenheit des Abstandes der Grenze von Karthago und Cyrene, die als ungerecht auffallen mußte, denn der Küstenweg von Philaenorum arae nach Karthago beträgt etwa 1500 km., nach Cyrene dagegen nur etwa 500 km. Dazu mußte ein Grenzzeichen in einer so öden Gegend als verwunderlich hervorstechen³. Wie historische Sagen so häufig erst ex posteriori entstehen, so wird auch die Philänensage erst nach der Zerstörung Karthagos entstanden sein; gerade die Vernichtung dieser Mittelmeermacht konnte sogar den Anlaß gegeben haben, eine Sage über ihre frühere Herrschaftsausdehnung entstehen zu lassen. Die griechische Rhetorik hatte ja in ihrer Tradition schon ein ganz ähnliches Beispiel in dem Grenzlauf zwischen Lampsakus und Parium gehabt, und eine Erinnerung an diese Sage mag bei der Entstehung der Philänensage mitgespielt haben⁴.

¹ Solinus Kap. 37; vgl. Middendorf S. 13.

² Die Singularform *Φιλαίνων βωμοί* (Skylax, Polybios und nach Sallust noch Ptolemäus) ist zwar aus viel älterer Zeit überliefert als die Sage von den Philänenbrüdern, die bei Sallust sich erstmalig in der Mehrzahl finden; es besteht allerdings kein wesentlicher Unterschied zwischen Singular und Pluralform, denn *βωμοί* findet sich immer pluralisch belegt, und die Zweiheit gehört somit zum ursprünglichen Bestand der Sage. Die Zweizahl der Läufer ist zur Durchführung des Grenzlaufes an sich nicht notwendig. Dies wird durch die deutschen Sagen erhärtet, die durchweg nur einen Läufer brauchen.

³ Vgl. Meltzer I 188.

Vgl. Meltzer I 188.

Daß höchstens eine volkstümlich-mündliche, nicht aber eine direkte, literarische Verwandtschaft der nordafrikanisch-griechischen mit der kleinasiatisch-griechischen Sage besteht, beweist die nur sehr lockere Parallelität der Lampsakusgeschichte mit der Philänensage, die eigentlich nur noch besteht

1. in einer gewissen Ähnlichkeit des Handlungsaufbaus, besonders in der noch in allen literarischen Nachbildungen zusammenfallenden Vereinbarung der beiden Parteien, und

2. in der logisch nicht notwendigen Zweizahl der Läufer, die ebenfalls griechischen und lateinischen Fassungen gemeinsam ist.

In dem Augenblick, in dem unsere Sage schriftlich festgehalten, d. h. Literatur wurde, trat auch eine Fixierung des Inhalts ein, der sich in der griechischen Tradition (Charon-Skylax) wie in der römischen (Sallust-Val. Maximus-Pomp. Mela) jeweils immer gleich bleibt: die Sage bleibt von nun an in Lampsakus bzw. an der großen Syrte lokalisiert.

Betrachten wir abschließend die antiken Grenzlaufsa-gen noch einmal in ihrer gesamten Entwicklung, so können wir folgendes bemerken: Wir haben die volkstümlichen Elemente der verschiedenen Überlieferungszweige aufgedeckt und die Bildung der drei antiken Grenzlaufsa-gentypen als charakteristisch für die Entstehung ätiologisch-historischer Volkssagen festgestellt, selbst wenn nur die literarischen Niederschläge dieser Sagen in der römischen und griechischen Historiographie bekannt sind. Im literarischen Gewand haben diese Sagen offenbar grundsätzlich eine besondere künstlerische oder pädagogische Funktion, d. h. sie stehen nie für sich allein, sondern sind stets in ihrem Rahmen zu betrachten: Polyäens Erzählung steht unter dem Gesichtspunkt, ein Beispiel der List zu geben. Für die römische Tradition ist die Philänensage ein Schulbeispiel der Selbstaufopferung für den Staat, einer Seite der Virtus. Während dieses Ziel für Val. Max. die Hauptabsicht darstellt, verbinden Pomp. Mela und vor allem Sallust Geschichtsschreibung, Unterhaltung und Belehrung. Die Hauptunterschiede der antiken literarischen Fassungen der Philänensage sind durch den sie umgebenden Rahmen, d. h. durch diese verschiedene Absicht der Schriftsteller verursacht. Dies zeigt das charakteristische Verhältnis des antiken Schriftstellers zur Sage: die Sage wird aus irgendeiner Tendenz heraus gebraucht, und Thukydides ist hier wohl das Vorbild, mit dem Sallust schon in der Antike verglichen wurde.

III.

In den deutschen Sagen der Gebrüder Grimm finden wir die Grenzlaufsa-gewieder:

„Über den Klußpaß und die Bergscheide vom Schächentale weg erstreckt sich das Urner Gebiet am Fletschbach fort und in Glarus hinüber. Einst stritten die Urner mit den Glarnern bitter um ihre Landesgrenze, beleidigten und schädigten einander täglich. Da ward von den Biedermännern der Anspruch getan: Zur Tag- und Nachtgleiche solle von jedem Teil frühmorgens, sobald der Hahn krächte, ein rüstiger, kundiger Felsgänger ausgesandt werden und jedweder nach dem jenseitigen Gebiet zulaufen und da, wo sich beide Männer begegneten, die Grenzscheide festgesetzt bleiben, das kürzere Teil möge nun fallen diesseits oder jenseits. Die Leute wurden gewählt, und man

dachte besonders darauf, einen solchen Hahn zu halten, der sich nicht verkrähe und die Morgenstunde auf das allerfrüheste ansagte. Und die Urner nahmen einen Hahn, setzten ihn in einen Korb und gaben ihm sparsam zu essen und saufen, weil sie glaubten, Hunger und Durst werde ihn früher wecken. Dagegen die Glarner fütterten und mästeten ihren Hahn, daß er freudig und hoffärtig den Morgen großen könne, und dachten damit am besten zu fahren. Als nun der Herbst kam und der bestimmte Tag erschien, da geschah es, daß zu Altdorf der schmachtende Hahn zuerst krähte, kaum wie es dämmerte, und froh brach der Urner Felsenklimmer auf, der Marke zulaufend. Allein im Linthal drüben stand schon die volle Morgenröte am Himmel, die Sterne waren verblichen, und der fette Hahn schlief noch in guter Ruh. Traurig umgab ihn die ganze Gemeinde, aber es galt die Redlichkeit und keiner wagte es, ihn aufzuwecken; endlich schwang er die Flügel und krähte. Aber dem Glarner Läufer wirds schwer sein, dem Urner den Vorsprung wieder abzugewinnen! Ängstlich sprang er und schaute gegen das Scheideck, wehe, da sah er oben am Giebel des Grats den Mann schreiten und schon bergabwärts niederkommen; aber der Glarner schwang die Fersen und wollte seinem Volk noch vom Lande retten, soviel als möglich. Und bald stießen die Männer aufeinander, und der von Uri rief: „Hier ist die Grenze!“ „Nachbar!“ sagte betrübt der von Glarus, „sei gerecht und gib mir noch ein Stück von dem Weidland, das du errungen hast!“ Doch der Urner wollte nicht, aber der Glarner ließ ihm nicht Ruh, bis er barmherzig wurde und sagte: „So viel will ich dir noch gewähren, als du mich an deinem Hals tragend bergan laufst.“ Da faßte ihn der rechtschaffene Sennhirt von Glarus und klomm noch ein Stück Felsen hinauf, und manche Tritte gelangen ihm noch, aber plötzlich versiegte ihm der Atem und tot sank er zu Boden. Und noch heutentags wird das Grenzbächlein gezeigt, bis zu welchem der einsinkende Glarner den siegreichen Urner getragen habe. In Uri war große Freude ob ihres Gewinnstes, aber auch die zu Glarus gaben ihrem Hirten die verdiente Ehre und bewahrten seine große Treue in steter Erinnerung¹.

Diese Sage hat zwar einen volkstümlichen Anstrich, aber die Gebrüder Grimm waren nicht die ersten, die sie aufgezeichnet haben, sondern sie hatten sie einem rein literarischen Werke entnommen, das sie auch in den Anmerkungen als Quelle angeben. Es ist die Wyss'sche Hexametersage „der Grenzstreit“, die 1815, also nur ein Jahr vor dem Erscheinen der deutschen Sagen gedruckt worden war:

„Wo von der Cluss sich dahin, und von luftiger Höhe der Balmwand
Abwärts gegen die Linth, am Fuße der schönen Klariden,
Lang fortzieht ein Tal voll trefflicher Weiden dem Urner,
Stritten vor Jahren sich oft um Grundbesitz in Erbitt' rung,
Glarus, näher berührt, — und Uri mit heißerem Eifer. — ...²“

Mit der weiteren qualvollen Lektüre möge der Leser verschont bleiben, aber so unerfreulich das Wyss'sche Versprodukt für den Literarhistoriker ist, so interessant ist es für die Motivgeschichte unserer Sage, denn es

¹ Die deutschen Sagen der Gebr. Grimm a. a. O., Nr. 288, S. 229 ff.

² J. R. Wyss, Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz, Berlin u. Leipzig 1815, Bd. I, 81 ff.

bedeutet in doppelter Beziehung einen Wendepunkt in der Entwicklungskurve des Grenzlaufstoffes: Wyss steht

1. am Anfang der literarischen Überlieferung in Deutschland, und

2. stellt er die Verbindungsbrücke von antiker und deutscher literarischer Überlieferung dar. Wichtig für diese zwei Punkte ist die Anmerkung, die Wyss zu seiner Sage mitteilt und sich damit allerdings in einen merkwürdigen Zwiespalt zwischen dem Dichter und dem wissenschaftlichen Sagensammler begibt. Wyss schreibt, seine Dichtung sei ganz in der Volkssage gegründet, Freunde, die selber an Ort und Stelle gewesen seien, hätten sie ihm mitgeteilt (er selbst war offenbar nicht dort). Noch heute werde das Grenzbächlein gezeigt, bis zu welchem der einsinkende Glarner den siegreichen Urner getragen habe. Die Geschichte von den zwei Hähnen sei aus dem Volksmund und, wenn nicht wahr, so doch glücklich erfunden¹. Wyss hebt dann noch die Ähnlichkeit der Sage mit der Philänensage bei Val. Max. hervor (Sallust scheint er nicht zu kennen), und damit haben wir die Verbindung zur antiken Version, die auch bei Jacob Grimm in den Grenzaltertümern durch den Hinweis auf Sallust gegeben ist. Auf Grund weniger Parallelen darf bei Wyss ein gewisser, wenn auch nur ganz geringer Einfluß der antiken Fassung gesehen werden, so etwa in dem Motiv des weiteren Vertrages, den die sich treffenden Läufer miteinander abschließen². In der Grimmschen Fassung klingt sowohl das „sei gerecht“, das sich auf keinerlei Ungerechtigkeit stützen kann, sowie der Schluß mit dem ehrenden Gedenken an den Grenzläufer an das römische Schrifttum an.

Was wir mit der bei Wyss einsetzenden deutschen literarischen Tradition nun zu untersuchen haben, ist ein relativ unerfreuliches Kapitel neuerer vergleichender Literaturgeschichte, denn eigentlich sagengeschichtlich-volkkundliche Probleme tauchen hier nicht auf. Eine mündlich-volkstümliche Quelle hatten die Brüder Grimm für die Grenzlaufsage jedenfalls nicht, sie hätten sie sonst in den Anmerkungen angegeben, aber sie hatten ein feines Stilempfinden für die Einfachheit der echten Sage, und dieses war ihre Richtschnur für die Bearbeitung ihrer Vorlage, denn sie erkannten klar, wie unecht die einfache Sennengeschichte in dem klassizistischen Hexametergewand, das Wyss ihr umgehängt hatte, einherschritt³. Im Aufbau, ja bis in die Diktion im einzelnen stimmen beide Fassungen miteinander überein, aber überall milderten und vereinfachten die Brüder den schwulstigen Stil von Wyss. Während es bei Wyss z. B. heißt: „urplötzlich versieget der Born des feurigen Odems“, steht bei Grimm nur „aber plötzlich versiegte ihm der Atem“. Im sinnvolleren Längenverhältnis der einzelnen Teile zueinander macht sich die konzentrierte Kürze der Brüder Grimm besonders angenehm bemerkbar gegenüber einer phathetischen geländekundlichen Einleitung bei Wyss, die doch höchstens die Illusion einer orts- und volkstümlichen Patina vortäuschen kann, und besonders gegenüber

¹ Wyss I, 80ff.

² Wie weit schon die mündlichen Vorstufen der Wyss'schen Sage von antiken Versionen beeinflusst waren — Val. Max. war schon im Ma. übersetzt und sehr bekannt (vgl. Grimm, Rechtsaltertümer S. 142) —, läßt sich nicht entscheiden. Es ist aber wahrscheinlich, daß die Quellen von Wyss nicht literarisch gebildet, sondern rein volkstümlicher Art waren.

³ Schon im Vorwort zu den deutschen Sagen von 1815 wird Wyss „eine Trübung der trefflichen einfachen Poesie“ vorgeworfen.

der endlosen Zwiesprache der sich begegnenden Läufer¹. Inhaltlich weicht die Grimmsche Fassung nur am Schluß ab, knüpft hierin allerdings an die Anmerkung von Wyss an: „Noch heutigentags wird das Grenzbächlein gezeigt, bis zu welchem der einsinkende Urner den siegreichen Glarner getragen habe.“ In ihrem Empfinden für den Stil der echten Volkssage wußten die Brüder genau, daß eine historisch-ätiologische Volkssage volkstümliche Geschichtsüberlieferung ist und nur leben kann, wenn sie eine lebendige Verbindung zur unmittelbaren Gegenwart hat. Diese wurde mit dem kleinen Satz, den Wyss in seine wissenschaftlichen Anmerkungen versteckt, hergestellt.

Keineswegs durch Wyss, sondern erst durch die weite Verbreitung der Grimmschen Sagensammlung gewann der Grenzlaufesagenstoff sowohl seine weitere literarische wie auch eine neue volkstümliche Verbreitung, wenn dieser Erfolg auch nicht ganz allein der Resonanz der „deutschen Sagen“ zu verdanken war, die hinter der Märchensammlung doch beträchtlich zurückstand. Vielmehr nahm sich des Stoffes in der Grimmschen Form ein zwar mittelmäßiger, heute fast vergessener Dichter an, der aber damals zu den „Lieblingsdichtern der Nation“ gehörte: A. F. E. Langbein (1751 bis 1835). In der Verserzählung „Schweizertreue“, die 1827 erstmals in Beckers Taschenbuch erschien, übernahm Langbein alle Partien der Grimmschen Fassung, ohne sie wesentlich umzuprägen: eine andere Quelle ist nicht herangezogen. Schon als Dresdener konnte Langbein mit der Schweizer Sage fast nur auf dem Wege der Literatur bekannt geworden sein, und auch sonst hat er im allgemeinen schon literarisch geformte Stoffe, besonders italienische Novellen, französische Fabliaux, Contes und Nouvelles, sowie alteutsche Schwänke umgeformt². So wurde auch der Wyss-Grimmsche Stoff von Langbein aufgegriffen und durch dessen Popularität in dieser Form allgemein bekannt:

„Grenzirring hatte vor alter Zeit
Die Nachbarn Uri und Glarus entzweit.
Friedliebend ward von den Eidgenossen
Am Ende dieser Vertrag geschlossen:
„Wann nächstens der Sommer dem Herbst weicht,
Die Nacht an Länge dem Tage gleicht,
Und hier und dort ein gewählter Hahn
Am Morgen den ersten Schrei getan,
Dann sende genau, wie's der Ehrlichkeit ziemt,
Von beiden Plätzen, die wir beniemt,
Jedweder Teil nach dem Gegenort
Alsbald einen rüstigen Fußgänger fort,
Und wo sich die Männer begegnen im Lauf,
Da stellen wir friedlich den Gränzpfahl auf“³. . . .“

¹ Der vorliegende Fall Wyss-Grimm zeigt, daß jenes Rezept, nach dem die logischste Form immer auch die älteste sein muß, nicht stimmt. Dies gilt nicht nur für den literarischen Bereich, denn auch im volkstümlichen Umkreis kann ein phantasiebegabter Sagenzähler das, was er von anderen gehört hat, sehr wohl weit besser durchdacht als seine Quelle weitergeben. Was die Brüder Grimm mitteilen, ist nach der herkömmlichen Terminologie eine „zersagte Kunstsage“, wobei die Brüder aber gleichzeitig den Beweis geliefert haben, daß eine solche besser als ihre Vorlage sein kann.

² Langbein ist zu seiner Zeit besonders als Schwankdichter bekannt und beliebt geworden. So liegt auch auf der Hahnenlist besonderes Gewicht. Sie füllt allein zwei von dem im ganzen 4 Strophen des Gedichts.

³ A. F. E. Langbein, Sämtliche Schriften, Stuttgart 1835. Bd. V, 195 ff.

Langbein hatte seine Verserzählung zuerst „Die beiden Hähne“ genannt und damit das zur Überschrift erhoben, was die deutschen literarischen, in der Schweiz lokalisierten Grenzlaufsa-gen am wesentlichsten von ihren antiken Parallelen unterschied: die Hahnenepisode, jene humorvolle Vorgeschichte des eigentlichen Grenzlaufes, in der ein Gegner den anderen zu überlisten sucht. Wenn Langbein aber in der Gesamtausgabe seiner Werke das Gedicht dann „Schweizertreue“ umbenannte, so hatte er damit andererseits den entscheidenden innerlich-haltungsmäßigen Unterschied der modernen deutschen Fassungen zu den antiken ausgesprochen, denn der innere Schwerpunkt der Sage hatte sich vollkommen verschoben. Auch in den Fassungen der römischen Tradition war ja eine pädagogische Tendenz festzustellen: die Aufforderung zur Treue, zur Virtus, zur Aufopferung für den Staat. Die sprichwörtlich gewordene Schweizertreue liegt dagegen auf einer völlig anderen ethischen Ebene. „Gegen... punische List und Untreue sticht der Glarner Redlichkeit ab, die den schlummernden Vogel des Tages umstehen und zu wecken sich nicht getrauen.“ So sagt Jacob Grimm in den Grenzaltertümern über die Schweizersagen, die für ihn „reine Alpenluft“ atmen¹. Schweizertreue bedeutet ferner nicht die Standhaftigkeit eines Siegers, der das durch den Lauf errungene Land vielleicht unter Aufopferung des eigenen Lebens verteidigt. Schweizertreue ist vielmehr auch die gutmütige Nachgiebigkeit des Siegers, dem schuldlos Besiegten auch gegen den eigenen Vorteil zu helfen. Diese Tendenz nach der „Schweizertreue“, wie überhaupt nach einer gewissen Demokratisierung des ganzen Niveaus, ist freilich kein prinzipieller Unterschied zwischen antiker und deutscher Literatur, sondern hängt weitgehend mit der ständig zunehmenden Verbürgerlichung der deutschen Literatur jener Zeit und ihres Geschmacks zusammen. Die noch im Unterbewußten dieser Epigondichter aus den antiken Grenzlaufsa-gen weiterwirkenden Begriffe „virtus“ oder „fides Puncia“ verlieren völlig ihren ursprünglich heldischen Charakter und werden im neuen Kerngedanken der „Schweizertreue“ bürgerlich uminterpretiert. Alles Heldenhafte wird zur Redlichkeit umgewandelt. Sicher ist zwar die Aufopferung des Unterlegenen für seine Heimat noch ein Stück virtus; aber es ist nicht mehr das bewußt im Interesse des Staates gewollte Opfer der Philänenbrüder, sondern nur ein mehr oder weniger zufälliger Herzschlag, der genau so gut hätte nicht zu erfolgen brauchen, und der lediglich die Funktion hat, der Dichtung einen rührselig-sentimentalen Abschluß zu geben. Diesen Prozeß zur epigonalen Verbürgerlichung können wir auch in der weiteren literarischen Überlieferungsgeschichte des Grenzlaufsa-genstoffes beobachten. So etwa in dem Gedicht „Der Läufer von Glarus“ von Adolf Stöber, der als Balladen- und Romanzendichter bekannt geworden war. Gut bürgerlich bringt Stöber zum Schluß noch eine Grabrede für den verstorbenen Läufer, und auch eine abschließende Moral darf nicht fehlen:

„Da ruhe nun von deinem Lauf
Und atme wieder fröhlich auf!
Du bist, solange dein Fuß dich trug
und bis zum letzten Atemzug,
Fürs gute Recht vorangedrungen,
Und hast ihm treulich Land errungen

Und weiter seine Mark gesetzt.
Glückselig, wer zu guter Letzt:
„Hier ist die Grenze!“ rufen kann!
Am Steine, den dein Mut gewann,
Den Ruhstein du gefunden hast —
Du braver Läufer, halte Rast².“

¹ Jac. Grimm, Grenzaltertümer, S. 142.

² A. Stöber, Gedichte, Hannover 1845, S. 161 ff.

Stöber scheint von Grimm und Langbein gleichermaßen abhängig zu sein. Mit Grimm stimmt der ganze Aufbau der Szenen und Dialoge sowie auch manches in der Wortwahl überein, von Langbein scheint Stöber das Motiv, daß der Läufer von Glarus den Sieg er auf die Schulter nimmt, übernommen zu haben. Eine ähnliche bürgerliche Entgleisung gegenüber der Sage finden wir in dem Gedicht „Der Grenzlauf“ von Flugli, der das Grimmsche Grenzbächlein zu einem Katharinabronnen ausweitet und auf diese etwas simple Art und Weise die Grenzlaufsage mit einer Liebesgeschichte vermengt¹. Obwohl Flugli die Sage an die liechtensteinisch-schweizerische Grenze verlegt, bleibt seine Abhängigkeit von Grimm und Langbein doch deutlich.

Die unseren Stoff in der Schweiz lokalisierenden balladenhaften deutschen Sagedeichte stehen alle in einem gegenseitigen Verwandtschafts- und lit. Abhängigkeitsverhältnis. Trotz der verschiedenen Länge der Gedichte und der folglich verschiedenen Füllung und Ausschmückung ist der Aufbau, Akt-, Szenen- oder Kapiteileinteilung sowie weithin die Wortwahl stereotyp wiederkehrend immer wieder dieselbe, wodurch sich diese rein literarische Tradition von der mündlich-volkstümlichen grundlegend unterscheidet. Dieser Aufbau verläuft überall ungefähr nach dem folgenden Schema:

- I. Akt, 1. Szene: (Exposition): Örtliche Fixierung; es besteht ein Grenzstreit, der nicht beigelegt werden kann (wie in den antiken Fassungen die notwendige Voraussetzung des Grenzlaufabkommens).
2. Szene: Übereinkunft zur Beilegung des Streites (immer unter den gleichen Bedingungen: Tag- und Nachtgleiche, beim 1. Hahnenschrei, Entscheidung durch Grenzlauf je eines Mannes).
- II. Akt: Man wählt beiderseitig die Hähne aus:
1. Szene: In A läßt man ihn fasten.
2. Szene: In B mästet man ihn.
- III. Akt: (Höhepunkt der komischen Tragödie): der Morgen des Kampfes.
1. Szene: Der Hahn A kräht sehr früh vor Hunger, und der Läufer bricht auf.
2. Szene: Der Hahn B schläft bis spät in den Tag. Die redliche Gemeinde wagt nicht, ihn zu wecken. Schließlich kräht der Hahn B, der Läufer bricht auf, stößt aber schon nach kurzer Zeit auf den Läufer aus A, der die Grenze festsetzen will.
- IV. Akt: Auf die Bitte des Besiegten willigt der Sieger aus A schließlich ein, daß die Grenze dorthin verschoben werden dürfe, bis wohin der Mann aus B ihn noch tragen könne ohne abzusetzen. Der Läufer B führt das ohne Erwiderung aus, trägt seinen Gegner noch eine kurze Strecke bergan, bricht aber dann tot zusammen. An dieser Stelle wird die Grenze endgültig festgelegt.
- V. Akt: Dort ist noch heute ein Stein (bzw. ein Brunnen oder der Grenzbach). B bewahrt seinem Läufer ein ehrendes Andenken.

Gegenüber den antiken Sagen wird der Unterschied sofort klar: Wir konstatierten dort ganz allgemein ein viel feineres, geistreicheres Nachahmen. Das Motiv wurde immer nur als Ganzes aufgegriffen, der jeweilige Inhalt und die jeweilige Tendenz aber mit immer neuen Worten je nach dem eigenen Bedürfnis gestaltet. Gegenüber der antiken Überlieferung ist die Hahngeschichte nun ganz in den Mittelpunkt gerückt, dadurch aber, daß ihre Pointe nicht gleichzeitig die Pointe der ganzen Geschichte geworden ist, stehen zwei kaum vereinbare Gegensätze unversöhnt nebeneinander: Hahngeschichte und Grenzlaufsage, Schwankhaftes und Traurig-Sentimentales, Anmutigkeit des Fabulierens und ernste Strenge des Dozierens sind

¹ D. v. Jecklin, Volkstümliches aus Graubünden, Chur 1916, S. 211 ff.

in diesen lit. Sagen eine unglückliche Verbindung eingegangen, ein Erbteil der Erinnerung an die antike Überlieferung einerseits und — wie wir nachher noch sehen werden — der Volksüberlieferung andererseits, zwei Erbteile, die aber nicht zum Ausgleich gelangt sind und die auch niemals zum Ausgleich kommen konnten. Liegt die Unausgeglichenheit einerseits schon in der ungünstigen Stoffkombination, so liegt sie andererseits freilich auch an den Dichtern, die diesen Stoff bearbeitet haben. Die Uneinheitlichkeit der Gattungen: Erzählung, Fabel, Schwank, Ballade und Romanze hat A. W. Schlegel schon in seiner Rezension der Langbeinschen Gedichte gerügt: „Ohne Langbeins Talent für die erzählende Poesie im mindesten herabsetzen zu wollen, kann Rezensent nicht umhin zu bemerken, daß ihm der größte Teil dieser Erzählungen eigentlich nicht unter die benannten Gattungen zu gehören scheint¹.“

Durch die Gebrüder Grimm und durch Langbein war der Stoff auch in breiteren Kreisen des Volkes wieder bekannt geworden und hat so aufs neue Volkssagen gebildet. Meist handelt es sich allerdings um sehr stark zersagte Formen, in denen Motive der literarischen Fassungen völlig entstellt und in Kontaminationen mit anderen Motiven sinnstörend wiedergegeben sind. Hierher gehört etwa eine volkstümliche Fassung aus Kärnten, in der, vollkommen unsinnig, die beiden Hähne auf die Alpe gebracht werden müssen². Daneben gibt es aber ebenfalls in der Schweiz lokalisierte und dort auch aufgezeichnete volkstümliche, d. h. nach den Erzählungen einfacher bäuerlicher oder handwerklicher Menschen aufgenommene Grenzlauf-sagen, die von der literarischen Entwicklung vollkommen unabhängig sind, die zwar oft bis zur Unkenntlichkeit kontaminiert sind und so nicht die von Wyss benutzte volkstümliche Quelle sein können, aber vielleicht ohne den Weg über die Literatur in Generationen langer mündlicher Überlieferung gleichfalls auf deren volkstümlichen Archetypus zurückgehen. So z. B. die Sage vom Läufer von Joux:

„Im 17. Jahrhundert war die Grenze zwischen dem Jouxthal und der Franche-Comté strittig. Da wählte man zwei Läufer, je einen von einer Partei, die eine Stunde gehen sollten, um so die Grenze zu ermitteln. Nach Ablauf der Stunde blieben beide an dem Platze, wo sie gerade waren, stehen und der noch zwischen ihnen liegende Platz wurde halbiert³.“

Besonders naheliegend war eine Kontamination mit dem häufigsten Grenzsagenstoff, der Wiedergängererscheinung von Grenzbetrügern. So in der folgenden Sage:

Grenzlauf.

„Auch Wollerau und Aegri stritten um die Gemeindegemark. Sie werden einig, diese soll sein, wo ihre gleichzeitig abgesandten Läufer sich treffen. Der Läufer von Aegri bediente sich heimlich eines Pferdes und tat den falschen Eid, er habe die Almend für sein Dorf redlich erworben. Jetzt geht er klagend um und wird nur erlöst, wenn das ungerechte Gut erstattet ist⁴.“

¹ Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Stück 60 vom 17. April 1799, S. 605.

² G. Graber, Sagen aus Kärnten, Leipzig 1914, Nr. 344, S. 253.

³ Die Schweiz, Jahrg. 2, 1859, S. 191. Heute scheint allerdings das Grenzlaufmotiv in der Schweiz nicht mehr volksläufig bekannt zu sein; jedenfalls hat die Enquête der schweiz. Ges. f. Volkskunde (Frage Nr. 1578) zwar Antworten bezüglich Grenzstreitigkeiten, aber keine Grenzstreitschlichtung durch Wettlauf eingebracht.

⁴ Runge, Die Schweiz I 88, zitiert nach Lütolf a. a. O. S. 577.

Ganz Ähnliches berichtet auch die Geschichte vom Amdener Jauchzer¹. Daß diese Fassungen gerade in der Schweiz aufgezeichnet wurden und nicht in Deutschland, wo der literarische Einfluß am stärksten war, zeigt ihre literarische Unabhängigkeit, die auch das Stoffliche ergibt, denn das einzige, das diese Volkssagen mit der literarischen Überlieferung noch gemeinsam haben, ist lediglich die Tatsache des Grenzlaufes. Die Ähnlichkeit mit der Dichtung ist jedenfalls nicht groß genug, so daß man spontane Bildung durchaus annehmen kann.

In der Mitte zwischen literarisch beeinflusster und rein volkstümlicher Form steht eine Sage, die ein ehemaliger Landweibel zwischen 1862 und 1871 in der Umgebung von Einsiedeln (Schweiz) aufgezeichnet hat:

Gränzbestimmung.

„Kriegsmatt heißt ein Heimwesen an der Gränze zwischen Schwyz und Einsiedeln, und soll dort ein Gränzstreit des Klosters Einsiedeln und Schwyz stattgefunden haben. Man kam endlich soweit übereins, daß jeder Teil einen Mann wähle. Diese zwei Männer sollen, der eine von Schwyz, der andere von Einsiedeln, weggehen an einem verabredeten Tag am Morgen früh, wenn der Hahn das erste Mal krähe. Wo dann diese Männer auf dem Wege zusammentreffen, soll die Grenze gelten. Die Schwyzer wählten einen Riesen Vinz ab dem Hirsch im Iberg und die Einsiedler ihren Riesen Oechsle. Diese machten nun ihren Weg und trafen einander nahe an der Kriegsmatt, wo der Markstein steht. Daß nun der Schwyzer eine dreimal so starke Strecke Wegs zurückgelegt habe als der Einsiedler, soll von daher gekommen sein: In Schwyz habe man dem bestimmten Hahn schon abends Branntwein eingeschüttet. Das habe verursacht, daß er seine Regel überging und schon um 12 Uhr krähete ...².“

Zwar läßt sich diese Sage manche Pointen entgehen, ist zweifellos eine zersagte Fassung und kann sich weder stilistisch noch künstlerisch mit Grimm irgendwie messen, aber sie bewahrt das schwankhafte Element als durchgängige Stimmung, verlegt wie jeder gute Schwank ihre Pointe an den Schluß und folgt damit einem gewissen Idealplan unserer Sage, den die literarischen Fassungen, wie wir sahen, alle ignoriert haben.

Nach dem gleichen Schema verfährt eine von der literarischen Entwicklung ebenfalls abhängige, aber mit echtem Gefühl für das volkstümlich-schwankhafte Element verfaßte Sage, die den Grenzlauf zwischen die Orte Pölitz und Stettin verlegt³.

IV.

Um den Archetypus, in dem erstmals die Kombination von Hahnen-geschichte und Grenzlauf eingegangen wurde, umschreiben zu können, fragen wir zunächst: Ist die Sage dort, wo die Überlieferung sie lokalisiert, historisch möglich

1. allgemein in ihrem volkstümlichen Hauptverbreitungsgebiet, der Schweiz (kultur- und rechtshistorische Grundlagen),
2. im besonderen zwischen Uri und Glarus, wo sie die lit. Überlieferung fast durchgängig stationiert (hist. Grundlagen).

¹ J. Kuoni, Sagen des Kantons St. Gallen 1903, Nr. 426, S. 252f.

² J. Ochsner, Volkstümliches aus Einsiedeln... Schweiz. Arch. f. Volkskde. VIII 1905, S. 107.

³ A. Haas, Pommerische Sagen, Leipzig 1926, S. 148f.

ad I. Die Grenzentscheidung durch den Grenzlauf, eine Art Wettkampf ums Recht, ist ein gemeinprimitives Rechtsfindungsmittel, da es die einfachste Art ist, eine gerechte Grenze zu finden, wenn von zwei Punkten aus sich zwei Männer in gleichem Tempo aufeinander zu bewegen und man dort, wo sie sich treffen, die gerechte Mitte annimmt. Mit dieser primitiven Methode messen die Kinder heute noch ihre Spielplätze ab, und im Grunde genommen verfährt auch der Geometer, der mit einem Zirkel von zwei Punkten aus einen Kreisbogen schlägt, um eine senkrechte Mittellinie zu erhalten, nach demselben Rezept. Es liegt rechtlich jenes alte gottesurteilhafte Prinzip¹ zugrunde, den Streit zweier Gemeinschaften durch Einzelkämpfer austragen zu lassen, wie wir es etwa schon im alten Testament bei David und Goliath finden, und im wesentlichen ebenso bei den Einzelkämpfern vor Troja oder in der mittelalterlich-ritterlichen Tjost. Diese Form des Zweikampfes, der die Schlacht vorbestimmt oder gar ersetzt, kommt im chinesischen Umkreis genau so vor wie im antiken oder im germanischen bis zu den gegenseitigen Herausforderungen berühmter Flieger im ersten Weltkrieg. Noch Karl V. hat Franz I. zweimal in aller Form zum Duell herausgefordert². Die Grundlage dieses Zweikampfes ist also gemeinmenschlich und international.

Es gibt nun aber auch rechtliche Beweisstücke aus verhältnismäßig früher Zeit, die es wahrscheinlich machen, daß das Alpengebiet die Heimat unserer speziellen Fassung der Sage darstellt. Es ist nämlich auffallend, daß nur die alemannischen und bayrischen Volksrechte für den offenbar schon damals häufigen Fall des Grenzstreites neben der Beilegung durch Eide³, die in den sonstigen Germanenrechten das einzige Rechtsfindungsmittel für den Grenzstreit darstellen, die Entscheidung durch einen Zweikampf kennen⁴, und hier liegen offenbar die geistigen Voraussetzungen, aus denen heraus unsere Sage geboren wurde, wenngleich damit für die Datierung der Sage noch nichts gewonnen ist, denn der Weg vom faktischen Zweikampf um die Grenze bis zur Grenzlaufsaage ist noch weit. Man mag freilich die Heranziehung der Germanenrechte für die Entstehung unserer doch weit jüngeren Sage für gewagt halten; wie lange aber solche Rechtsvorstellungen im alemannisch-bayrischen Raum noch gültig waren, mag die folgende, nach ihrer Mundart bayrische Urkunde aus dem Jahre 1537 beweisen:

„Wo die Herrschaft und der paur umb die gült⁵ uneinig weren, so soll m. gn. frouwen an dem Anger zue Muenchen anwald oder schaffer, auch der

¹ Der Grenzlauf ist dennoch kein eigentlich kultischer Lauf und darf deshalb nicht, wie Jac. Grimm dies getan hat, mit dem Grenzbehang in Zusammenhang gebracht werden. — Legendär umgedeutet ist der gottesurteilhafte Charakter einer Grenzstreitfrage bei J. Pollinger, aus Landshut und Umgebung, München 1908, S. 72. Ebenfalls gottesurteilhaften Charakter trägt die niederdeutsche Grenzstreitsage bei Gustav Fr. Meyer, Schleswig-Holsteiner Sagen, Jena 1929, S. 202.

² Vgl. J. Huizinga, *Homo ludens*, Amsterdam 1939. Zweikampf der Vertreter zweier Heere s. auch Tac. Germ. 10.

³ Eide leistet in den Germanenrechten diejenige Partei, die etwas über den alten Grenzverlauf zu wissen glaubt. Auch in dieser Schlichtung des Grenzstreites bleibt etwas offen, denn Eide leisten können ja beide Parteien, und so hat auch hier die Sagenbildung eingesetzt.

⁴ Germanenrechte, Bd. II, Gesetze des Karolingerreiches 714—911, Weimar 1934, Lex Alamannorum 86, S. 62; Lex Baiuvariorum 12, S. 140.

⁵ gült = Abgabe, Grundschuld.

paur der auf dem guet sitzen tuet und der ambt knecht zue kösching zu einander laufen von dem großen Marchstein am Kesnerweg, der gesetzt ist vor ihrer gn. hofpraiten, und sollen alle drei mit ainander von bemelten stain bis zue dem Hoftor vor der Vest oder schloss laufen, und welcher (erst) bekommt, des ist alsdann die gült, darumb man gekriegt hat¹.“

Einen näheren Anhaltspunkt für die Datierung der Sage, genauer gesagt, gegenüber den Germanenrechten einen weiteren terminus post quem, gewinnen wir, wenn wir uns nun der Frage nach den historischen Vorgängen zwischen Uri und Glarus zuwenden.

ad 2. Das einzige, was urkundlich belegt werden kann, ist die Tatsache des Grenzstreites selbst, die schon aus einem Markenbrief des Pfalzgrafen Otto von Burgund aus dem Jahre 1196 ersichtlich ist². Der Grenzlauf als solcher scheint dagegen keinen historischen Hintergrund zu haben. Schweizerische Landeshistoriker nehmen vielmehr an, daß das Hinübereagren der Urnerischen Markung über die Wasserscheide von der früheren Besiedlung des Reuß- und des Schächentales gegenüber dem Linthtal herrührt³. Da die Markungsgrenze der Allmende sonst meist den in der Schweiz ohnehin nicht seltenen natürlichen Grenzen folgte und noch heute folgt, war es kein Wunder, daß gerade an der Entstehung dieser ungerecht erscheinenden Markung unsere Grenzlaufsage sich gebildet hat, die somit wiederum ein typisches Beispiel für das historisch-ätiologische Denken des Volkes gibt.

Aus ursprünglich volkstümlichem Geist scheint auch die Hahnenepisode erwachsen zu sein, die wir ja oben schon für den Wyss vorausgehenden volkstümlichen Archetypus in Anspruch genommen haben. Sie ist recht volkstümlich und sagenmäßig, denn es wird gar nicht daran gedacht, daß der Hahn — auch ohne künstliche Beeinflussung — in einem Ort zuerst krähen könnte. Fand sich schon in der griechischen Tradition bei Polyæn als Zeitbestimmung des Startes *ἦνίξ ἂν ὄρνιθες ἄσωσι πρῶτον*, so wird der Hahnenschrei in der schweizerischen Tradition zu einem Kernmotiv ausgestaltet. Zwar hat der Hahn im ländlichen Umkreis schon immer als des Bauern Uhr und Kalender gegolten (man ist „mit dem Hahn munter“ und geht „mit den Hühnern ins Bett“), aber es ist für die Geschichte unseres speziellen Hahnenmotivs nicht ohne Interesse, daß beide Möglichkeiten der Sage, den Hahn zu einem früheren als normalen Krähen zu veranlassen, sich nicht erst in der literarischen Tradition der Schweizer Sagen finden, sondern zum Teil sogar schon im mittelalterlich-volkstümlichen Sprichwort vorgebildet sind. So schreibt schon H. v. Meissen um 1300 „man körnet einen tumben hanen, umb daz erz kündet, swenne es taget“, was später in die Endreimformel gegossen wurde:

„Man füttert den Hahn,
daß er den Morgen künde an.“

¹ Aus Köschinger ehaftung (1537), Monumenta boica, München 1763, vgl. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 118.

² Geschichtsfreund, Mitteilungen des hist. Vereins der 5 Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, Bd. VII, 1851, S. 156.

³ J. J. Blumer, Erläuterungen über den Fehdebrief zwischen Uri und Glarus vom Jahre 1315, in „der Geschichtsfreund“, Bd. IX, 1853, S. 123.

Mit denselben Reimworten wird das auch vom Tränken gesagt:

„Viel besser kräht der Hahn,
wenn er die Kehle feuchtet an“ oder
„Wenn der Hahn den Hals gespült,
so kräht er um so besser“.

was auch im holländischen Sprichwörterschatz begegnet:

„de haan zal beter kraaijen
als hij zijn strot eens gespoeld heeft.“

Genau so findet sich schon in alten Sprichwörtern aber auch die umgekehrte Behauptung, die sich in unserer Sage als die erfolgreichere erwiesen hat:

„Wenn man die Hähne überfüttert,
hören sie auf zu krähen“ oder
„Ein magerer Hahn kräht gut“ oder
„Ein schlechter Hahn, der fett wird“.

was man in der Form „ein guter Hahn wird selten fett“ besonders in übertragener Bedeutung gebraucht, wie man auch von einem, der sein übernommenen Amt nicht gewissenhaft verwaltet, sagt:

„Er ist ein Hahn, der nicht kräht“¹.

V.

Obwohl im alemannisch-bayrischen Alpengebiet bestimmte historische und rechtshistorische Tatsachen feststellbar sind, die das besonders häufige Auftreten unserer Sage in diesem Raum erklärlich machen, so sind doch die allgemeinen Voraussetzungen eines Grenzlaufes etwas so Gemeinmenschliches, daß es nicht verwunderlich ist, wenn es — zusammengesetzt aus den erwähnten primitiven Elementen, die darin ihren Niederschlag gefunden haben — allenthalben auf der ganzen Welt voneinander völlig unabhängige Sagen gibt, die von einem Grenzlauf erzählen. Die Elemente, die in der Schweiz die Sage haben bilden helfen, haben auch anderweitig zu ähnlichen Sagenbildungen geführt, denn Ähnlichkeiten der Volksüberlieferungen brauchen ja noch nicht immer auf Abhängigkeit zu beruhen, sondern hängen häufig mit der relativen Armut des Erzählungs- und Motivvorrats der Völker zusammen. So soll sich das Grenzlaufmotiv sogar in Samoa finden².

Der einfachen Methode zwar nicht eines Grenzlaufes aber eines Grenzfluges bedient sich nach einem Pindarscholion auch Zeus, als er den Mittelpunkt der bewohnten Erde genau bestimmen wollte. Er ließ nämlich im Osten und Westen der Welt zwei gleich schnelle Adler ausfliegen, die auf der Nabelstelle zu Delphi zusammentrafen³. Wieder einen anderen Grenzlauf finden wir in dem lateinischen Gedicht Reinardus Vulpes aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts⁴, und von hier aus ist das Motiv auch

¹ Alle Sprichwörter und zahlreiche weitere Beispiele siehe Wander, Sprichwörterlexikon unter „Hahn“.

² K. Weinhold, Der Wettlauf im deutschen Volksleben, Zeitschr. d. Ver. f. Völk., 3, 1893, S. 16.

³ Pyth. 4,6; vgl. Grimm, Grenzaltertümer, S. 138f., und ebenso Mörikes Gedicht „Gefunden“.

⁴ Ausgabe Mone, Stuttgart u. Tübingen 1832, V. 1349f. und 1547ff.

in den berühmten französischen Nachfahren dieses Gedichtes, den roman du renard eingegangen¹. Die auseinandergehenden Fassungen dieses Werkes haben an der betreffenden Stelle etwa den folgenden Inhalt gemein:

Wie Isegrimm das Feld zwischen zwei Widdern teilte.

Der Wolf fand auf einer Wiese zwei Widder, die sich stritten. Statt vor dem Wolf zu erschrecken, baten sie ihn, die Weide zwischen ihnen zu teilen und schlugen vor, daß der größere Teil demjenigen zufallen solle, der am schnellsten laufe und als erster bei dem Wolf ankomme; der Wolf solle sich in die Mitte stellen. Isegrimm nahm den Vorschlag an. Die beiden Widder liefen auf ihn zu und bohrten, jeder von seiner Seite, ihre Hörner Isegrimm in die Flanken; dann ließen sie ihn in einem höchst jämmerlichen Zustand zurück, und er verfluchte die Stunde, wo er den tollen Gedanken gehabt hatte, Schiedsrichter zu werden².

Auch im modernen europäischen Sagengut finden wir den Grenzlauf-typus, wenn die Fassungen auch nicht alle erschlossen werden können. So verdanken wir es nur dem bloßen Zufall einer Mundartenprobe, daß uns eine norwegische Fassung der Grenzlaufsage bekannt ist, die uns F. Holt-hausen mitgeteilt hat:

„Es gibt eine alte Geschichte von einem Streite, der einmal zwischen den Meddalingen und den Surndalingen bestand; aber dieselbe ist auf so viele Arten erzählt worden, daß man nicht gut wissen kann, welche die richtigste ist. Moss Mossbrunna in Meddalen und Romund Romundstoom in Surndalen waren es, die Streit führten; und es gab eine Grenzscheide auf dem Felde zwischen den Tälern, worüber sie stritten. Es wurde ausgemacht, daß sie an einem Tag beide auf das Feld gehen sollten, der eine von Meddalen und der andere von Surndalen; sie sollten aufstehen, wenn der Hahn am Morgen krächte, und zugehen, bis sie sich begegneten, und dort sollte die Grenze gesteckt werden. Nun war der Meddaling so schlau, daß er am Abend vorher nach dem Felde ging und seinen Hahn mitnahm; als er so gegangen war bis er müde wurde, legte er sich nieder und ruhte sich aus; aber als der Hahn in der Dämmerung zu krähen anfang, stand er wieder auf und ging, und auf diese Weise bekam er einen Vorsprung, daß er nicht mehr weit bis Romundsstad hatte, als der Surndaling ihm begegnete. Daher kommt es, daß die Meddalinge so weit in Surndalen hinab Besitzungen haben; denn die Grenze ist tief unten an dem Wege, der nach Romundstad führt. . . Es liegt ein Berg zwischen den Bezirken, den man den Hahnenkamm (,Haanaakamben‘) nennt, der soll seinen Namen von dem Hahnen haben, den der Meddaling bei sich hatte“; denn in alten Zeiten sagte man ,haanaa‘ statt ,hane‘ (Hahn) und es gibt Viele, die das noch sagen³.

Die List, daß der Ausgangspunkt des Laufes möglichst nahe ans Ziel verlegt wird, erinnert stark an Diodor.

Auch zwischen den beiden schwäbischen Dörfern Lautlingen und Hos-singen wurde die Markung durch einen Grenzlauf bestimmt, wobei eben-falls eine Vertragswidrigkeit vorkam, so daß der Grenzfrevler noch heute

¹ Roman du renard, ed. Méon, Paris 1826, V. 6407ff.

² Vgl. A. Rothe, Les romans du renard, examinés, analysés, Paris 1845, S. 33.

³ E. Holthausen, Beiträge zur vergl. Märchen- u. Sagenkunde, Germania, Viertel-jahrschrift für deutsche Altertumskunde, 31, 1886, S. 330f.

umgehen muß¹. Einen selbständigen Typus des Grenzstreitwettstreites im weiteren Sinne stellt auch die Sage von der „Fluchwiese“ dar, die Vernalecken mitteilt:

„...Ehemals soll dieses kahle Feld die schönste Wiese der ganzen Gegend gewesen sein; der letzte Besitzer derselben hinterließ sie seinen beiden Söhnen. Von diesen wollte jedoch jeder die üppige Wiese für sich nehmen. Es entspann sich daher zwischen beiden ein Streit, der immer hitziger wurde; jeder wollte Herr der Wiese sein. Endlich kamen sie überein, daß beide zu gleicher Zeit jeder von einer anderen Seite zu mähen anfangen, und daß demjenigen, welcher beim Mähen zuerst über die Hälfte der Wiese hinauskäme, dieselbe als Eigentum zufallen solle.

Beide begannen gleichzeitig an zwei entgegengesetzten Seiten zu mähen, jedoch war keiner schneller als der andere, daher trafen sie in der Mitte des Grundstückes zusammen. Darüber gerieten beide in Zorn, so daß sie mit der geschliffenen Sense aufeinander losschlügen. So verloren beide das Leben. Von der Zeit an ruhte auf jener Wiese kein Segen mehr, sondern es lastete ein Fluch auf ihr. Das erkennt man daran, daß auf dieser Wiese auch nicht ein Grashalm wächst².“

Einen weiteren Grenzlauf innerhalb der neueren Sagenüberlieferung enthält sodann die westfälische Geschichte von der Kerke tau Ankum:

„Als die Leute anfangen Kirchen zu bauen, wohnten mächtige Edelleute auf dem Schulzenhofe zu Rüssel und auf dem Meierhofe zu Holstein; die waren uneins, wo sie die Kirche bauen wollten, denn jeder wollte sie näher haben als der andere. Zuletzt wurden sie eins, daß sie bei Sonnenaufgang ausgehen sollten, und die Kirche da bauen, wo sie sich träfen. Da sie nun ausgegangen waren, trafen sie sich auf dem Hügel, wo die Kirche noch heute steht, und sagten: Ankum soll sie heißen, darum, weil wir da „ankommen“ sind, und bauten die Kirche auf derselben Stelle³.“

Unabhängig von der literarischen Tradition ist auch eine Ortsneckerei von der braunschweigisch-hannöverischen Grenze, wonach der Elbingröder Übername „Langschläfer“ mit einem zuungunsten dieses Ortes ausgegangenen Grenzlauf erklärt wird⁴. Das schwankhafte Element fehlt in diesen Sagen nie, aber ihre von anderen Erzählungen unabhängige Entstehung zeigt sich eben darin, daß dieses Schwankhafte immer wieder einen anderen Akzent hat; so etwa auch in der stark ins Schildbürgerhafte abgobogenen Geschichte von der Feldmark zwischen Zanow und Köslin:

„Schon seit Urgroßvaters Zeiten her waren die Zanower unzufrieden damit, daß die Kösliner Feldmark so nahe an ihre Stadt heranreichte. Lag ein Ochse aus der Herde einmal ein wenig abseits, weil ihn schönes Futter am Fuße des Gollen anlockte, flugs hatte ihn der Kösliner Feldwächter gepfändet. Endlich waren die Bürger es überdrüssig, immer das viele teure Pfandgeld zu zahlen und dann ihr Vieh unter dem Spott der Kösliner Schuljungen heimtreiben zu müssen. Sie beantragten bei den Köslinern eine genaue Festsetzung der Grenze näher dem Gollen zu. Die Kösliner

¹ Beschreibung des O. A. Balingen, Stuttgart 1880, S. 126f.

² Mündlich, Th. Vernalecken, Alpensagen, Wien 1858, Nr. 42, S. 52.

³ In westfälischer Mundart in der Zeitschr. f. vaterländ. Geschichte u. Altertumskunde, Bd. VI, 1843, Übertragung aus dem Niederdeutschen nach Middendorf, S. 13.

⁴ H. Pröhle, Unterharzische Sagen, Aschersleben 1856, Nr. 364, S. 143f.

erklärten sich damit einverstanden, weil sie so das Gehalt für mindestens einen Feldwächter zu sparen hofften. Man einigte sich nach vielen Reden endlich so: aus beiden Städten sollte bei Sonnenaufgang der Bürgermeister vom Rathause wegreiten, und wo sie sich trafen, da sollte die neue Grenze sein.

Den Plan hatte der Allerschlaueste unter den Zanowern ausgedacht, denn er meinte, in Zanow ginge die Sonne doch eher auf als in Köslin, weil ihre Stadt östlich vom Gollen läge, und da mußte ihr Bürgermeister schon ein tüchtiges Stück unterwegs sein, ehe der Kösliner anfangen. Im voraus jubelten die Zanower über den gewaltigen Vorsprung, den ihr Bürgermeister haben werde. Nicht genug konnten sie den Verstand ihres klugen Rats Herrn bewundern. So etwas konnte eben nur bei ihnen ausgeklügelt werden. Für die großmüthigen Kösliner, die auf solche Feinheiten nicht achteten, hatten sie nur ein mitleidiges Achselzucken: „ja, die aus Köslin —“

„Der Vorfall muß begossen werden“, meinte einer und fand allgemeinen Beifall damit. Alle zogen siegesgewiß in den Gasthof. „Aber“, sagte ein anderer mit einer großen Hornbrille, der sonst das meiste Ansehen unter ihnen besaß und sich nun ärgerte, daß ein anderer ihm über sein sollte, „es kommt auch vor allem auf die Schnelligkeit an, wir müssen unserem Bürgermeister das schnellste Reittier besorgen.“ „Das ist wahr!“ riefen die anderen. Und nun wurde geforscht und gefragt, wer wohl das schnellste Pferd habe. „Nein, meinte ein dritter, so geht es auch nicht, Pferde haben die Kösliner ebenso schnelle wie wir. Ich schlage vor, wir nehmen unseren stärksten Ochsen. —“

Das erregte großes Mißfallen in der Versammlung, denn alle glaubten, der Redner wolle sich über sie lustig machen. Daß ein Pferd schneller läuft als ein Ochse, das weiß jedes Kind. Aber der neue Redner fuhr fort: „Nicht darauf kommt es an, wer schneller läuft, sondern darauf, wer es am längsten aushält. Es ist Sommertag. Da ermüdet ein Pferd viel leichter als ein Ochse und bei einem längeren Weg muß schließlich der Ochse doch eher ankommen.“ Erst waren alle sprachlos über diesen neuen Gedankenblitz, diese richtigen Schlußfolgerungen, die auch dem ärgsten Dummkopf einleuchten mußten. Dann erklärten alle unter stürmischen Beifallsrufen ihre Zustimmung. Und so wurde einmütig beschlossen: „Unser Bürgermeister reitet auf unserem stärksten Ochsen. Hurrah! Dann gehört uns der ganze, schöne Gollenwald!“ Froh über diese Erkenntnis, ihres Sieges sicher, und weil es drückend heiß war, tranken sie bis nach Mitternacht und begaben sich mit schwerem Kopf zur Ruhe. Am nächsten Morgen stand die Sonne schon hoch am Himmel, als sie erwachten und sich den Schlaf aus den Augen rieben. Innerlich froh, beglückwünschte sich ein jeder, daß er nicht mit seinem Brummschädel den Ritt in der Sonnenglut zu machen brauche. O, ihr armer Bürgermeister! Der mußte nun schon eine gute Stunde unterwegs sein. Nein, zu beneiden war der sicherlich nicht, der mußte sich heute ja für das Wohlergehen der ganzen Bürgerschaft rein aufopfern. Mit dem hätte heute keiner tauschen mögen. Der also Bemitleidete schief noch den Schlaf des Gerechten und schnarchte, daß sich die Balken bogen, als sie einer nach dem andern beim Rathause anlangten. Ganz bestürzt holten sie ihn in aller Hast aus dem Bette und setzten ihn auf den Ochsen, und nun ein kräftiger Peitschenhieb und es ging los. Kaum war der Bürgermeister eine kurze Strecke aus der Stadt hinaus, da begrüßte

ihn schon der Kösliner. „Guten Morgen, Herr Kollege! Ei, wie künstlich aufgezüemt!“ Der Zanower war nämlich in der Eile verkehrt aufgestiegen und hielt statt des Zaumes den Ochenschwanz in der Hand. Da stieg er ganz still von seinem Reittier herab und machte, daß er nach Hause kam. Die Grenze blieb nun natürlich wie sie gewesen war, und als das nächste Mal die Zanower nach Köslin zum Jahrmarkt kamen, da verrieten ihnen die Kösliner: „Das mit dem früheren Sonnenaufgang in Zanow haben wir wohl gewußt, aber wir rechneten so: von uns nach Euch da geht es bergab, und euer Bürgermeister muß immer bergauf reiten. Da wird es unserer doch früher schaffen¹.“

VI.

Je nach der Lage und dem Inhalt des künstlerischen Hauptmotivs und Höhepunktes der einzelnen Sage — sei sie nun in volkstümlicher Prosa oder in poetischer Form erzählt — können wir zwei Haupttypen der Grenz-sage erkennen, die sich schon hinsichtlich ihrer Entstehung unterscheiden. Beide Typen haben ihre Wurzel in der eigentlichen, unliterarischen Volks-sage. Es sind:

1. die historische Sage ätiologischer Herkunft, und
2. die aus einer spielerischen Erzählfreude heraus entstandene Schwank-sage.

ad 1. Die meisten historischen Sagen sind Erklärungssagen, die eine Tatsache aus der Wirkung einer dazu erfundenen Ursache ableiten. Diese Untergattung der Sage knüpft zwar örtlich und zeitlich an die Wirklichkeit an, aber das Ergebnis ist in der Regel etwas Pseudohistorisches. Da nun die menschliche Phantasie in primitiven geistigen und materiellen Lebensverhältnissen immer wieder ähnlich reagiert, so ergeben in der historisch-ätiologischen Sage ähnliche Tatsachen auch immer, und vielfach völlig unabhängig voneinander, wieder gleiche Ursachen.

Aus der Vielfalt der historisch-ätiologischen Sagen war es ein spezieller Fall, dem wir nachgegangen sind: eine bestimmte, als „Grenzlauf“ bezeichnete Erklärungsmöglichkeit einer nahe am Dorf verlaufenden Markung, oder parallel dazu, einer relativ nahe an der Hauptstadt verlaufenden und jedenfalls ungerecht erscheinenden Landesgrenze. Das war der Ausgangspunkt fast aller unserer Sagen, denn die historische Untersuchung der beiden wichtigsten Grenzläufe hat ergeben: Durch den Grenzlauf wurde nicht die Grenze ungerecht festgelegt, sondern die für unnatürlich gehaltene Grenze wurde durch eine Grenzlaufsage erklärt und historisch unterbaut. Das Motiv der Grenze, die gerecht werden sollte und es doch nicht wurde, war das psychologisch-fruchtbare Moment solcher Sagenbildungen. Dieses historisch-ätiologische, typisch volkssagenmäßige Ursprungselement ist auch das wesentlich Gemeinsame der antiken wie der deutschen Sagenbildung. Die „Altäre der Ruhmliebenden“, die so weit von Karthago entfernt, mitten in der Wüste den Endpunkt der punischen Macht darstellten, waren so erklärungsbedürftig wie der Grenzstein oder das Grenzbächlein in der Nähe von Glarus, wo man die Markungsgrenze gerechterweise auf der Wasserscheide, ungefähr in der Mitte zwischen den beiden Gemeinden erwartet

¹ K. Rosenow, Zanower Schwänke, Rügenwalde, 1924, S. 27 ff.

hätte. In der ätiologischen Verwandtschaft liegt die Parallelität dieser Sagen begründet, wenn auch jede Zeit den Stoff der Grenzlaufsage auf ihre Weise geformt hat.

ad 2. Ist das Erklärungsbedürfnis die Ursache der historisch gerichteten Sagenbildung, so ist die Lust am Fabulieren zum Zweck der reinen Unterhaltung der Urgrund der Schwanksage.

Das in der Hahnengeschichte auftretende schwankhafte Element ließ sich als ebenso ursprünglich volkstümlich erkennen, wie das historisch-ätiologische, nur hat das Volk in der säuberlichen Trennung beider Elemente mehr Geschmack bewiesen als die Literaten des 19. Jahrhunderts. Selbst die von der Literatur abhängigen volksläufigen Formen der Sage haben diese Trennung des Nichtzusammengehörigen wiederhergestellt. Dies hängt allerdings auch mit einer anderen Entwicklung des modernen Sagen-gutes aufs engste zusammen, nämlich mit der Entwicklung von der glaubens- und wissensmäßig fundierten Sage zur schwankhaften Sage, die für eine Sagenspätzeit charakteristisch ist. Kommt dieses schwankhafte Element auch erst durch die schweizerische Sage in unserem Erzählstoff zur eigentlichen Herrschaft, so drang es schon parallel dazu auch in der Spätzeit der griechischen Sage, wenn auch in einem anderen Motiv bei Polyaen ein, dessen Kriegslistenbuch ja überhaupt schon auf der Grenze von einem ernsthaften Taktiklehrbuch zu einer Zusammenstellung von schwankhaften Unterhaltungsstücken steht. An diesem Punkt, wo die Historie aufhört und die Phantasie einsetzen kann, liegt in unserem Grenzlaufsagenstoff erst eigentlich die Fruchtbarkeit für die Literatur wie für den Schwank. Durch das Schwankhaft-Phantastische erhalten solche agonalen Entscheidungen etwas ausgesprochen Spielhaftes. So scheint es auch kein Zufall zu sein, daß an den Orten, die Grenzläufe aus ihrer Geschichte erzählen, sich kein einziger Grenzlauf historisch nachweisen läßt, daß die einzige Urkunde, die wir von einem Grenzlauf überhaupt besitzen, vielmehr diesen spielerischen Charakter gerade bestätigt. Da notierte nämlich ein Dorfschulze aus dem Odenwald im Jahre 1722 in seiner Bürgermeisterrechnung: „den Buben zu laufen umb eenen Kreitzer nach den Krentzstein thut 6 alb“¹. Auch die Sagen von Grenzbestimmungen durch einen blinden Esel usw. tragen einen ursprünglich spielerischen Charakter, denn das Blindlaufen gehört zu den humoristisch-heiteren Erschwerungen des Wettlaufes genau so wie etwa das Sackhüpfen, das Hosenlaufen², das Kochlöffellaufen oder schließlich das Laufen mit brennender Kerze oder bis zum Rand gefüllten Glas³. Es scheint ferner auch kein Zufall zu sein, daß uns die Grenzlaufgeschichte im Abendland zum erstenmal in der spätlateinischen und altfranzösischen Tierepik begegnet, denn auch in dieser Gattung ist ja ein schwankhaft-spielerisches Element vorherrschend, das durch auf Tiere übertragene menschliche Funktionen entsteht.

Zum Phantasiehaft-Fiktiven der Schwanksage gehört aus künstlerischen Erfordernissen heraus auch das Moment der List, des Betrugers oder der Übertölpelung: die Übereinkunft wird befolgt und zugleich hintergangen,

¹ Hess. Bl. f. Vkde. II, 1903, vgl. E. v. Künssberg, Rechtsbrauch und Kinderspiel, Sitzungsber. Heidelberg, 1920, 7, S. 11.

² Immer zwei, jeder mit einem Bein in einem Paar Hosen.

³ Beispiele siehe K. Weinhold a. a. O.

entsprechend dem Wesen des primitiven Rechtes, daß das einmal Gesagte in seinem Wortlaut gilt. Die List macht sogar erst eigentlich die Pointe, das Gewürz der Schwanksage aus. Der spielerische Grundcharakter der Sage wird dadurch keineswegs zerstört, obwohl man zunächst annehmen müßte, daß durch Anwendung von List und Betrug das Spielhafte des Wettstreites gesprengt und aufgehoben würde, denn es ist doch das Wesen des Spieles, daß die Regeln beachtet werden. Der Schwank kennt aber solche sittliche Bedenken nicht. In der Erzählung vom Wettstreit zwischen Hasen und Igel fällt dem Falschspieler die Rolle des Helden zu, und auch viele Helden des Mythos, der Sage und des Märchens gewinnen durch Betrug oder durch Hilfe von außen: Pelops besticht den Wagenlenker des Oino-maos, der Wachsnägel in die Achsen steckt. Jason und Theseus bestehen ihre Proben durch Medea und Ariadne, Gunther durch Siegfried. Die Kau-rava im Mahabharata gewinnen das Würfelspiel durch Betrug. Durch einen doppelten Betrug bewirkt Frija, daß Wodan den Langobarden den Sieg schenkt. Die Asen brechen die Eide, die sie den Riesen geschworen haben¹.

Solche Motive finden sich in der Schwanksage nicht nur beim Grenz-laufstoff, sondern auch in den andern anfangs aufgestellten Möglichkeiten der Grenzbestimmung: Den hindernden Erschwerungen bei dem den Grenz-punkt festlegenden Wurf² oder beim Umreiten oder Umpflügen³ stellt die Sage fördernde Listen zur Seite: So wird schon in der Aeneis die Stierhaut in Streifen geschnitten, damit sie mehr umfassen kann⁴; die Ochsen der Gefjon sind Riesensöhne; der Pflug, mit dem man den neuen Besitz umpflügen soll, wird in kleinem Maßstab auf den Schoß genommen und der Weg dann mit frisch gewechselten Pferden zurückgelegt⁵; die Jungfrau, die mit einem Pfeilschuß die Grenze bestimmt, gebietet über zauberische Kräfte⁶, oder es wird, wie in einer siebenbürgischen Sage⁷, ein baumstarker Bogen und ein riesenhafter Pfeil hergestellt, um damit die Grenze günstig zu bestimmen, ohne gegen den Wortlaut der Abmachungen zu verstoßen.

Die Grenzstreitbeilegung durch einen Eid erhält oft ein schwankhaftes Listmotiv dadurch, daß einer sich Erde in die Schuhe schüttet, einen Schöpf-löffel unter seinem Hut verbirgt, in die gegnerische Markung hineinläuft und schwört, er stehe auf eigenem Grund und Boden, so wahr ein Schöpfer über ihm sei⁸. Betrug oder mindestens Schlaueit und List gehören in Antike und Abendland notwendig auch zum schwankhaften Typus der Grenz-laufsfage. Vielleicht ging schon die Philänensage ursprünglich aus einem Beispiel für die sprichwörtliche punische Untreue und List hervor. Handelt es sich in der römischen Tradition um einen relativ plumpen Betrug („perfidia praecurrere“), so ist es vielleicht charakteristisch, daß in der

¹ Huizinga a. a. O. S. 85.

² Zum Beispiel im Bach stehen, zwischen den Beinen hindurchwerfen usw. Grimm, Rechtsaltertümer a. a. O.

³ Während der König schlummert, oder beim Mahle sitzt.

⁴ Aeneis I 371.

⁵ Vgl. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 123.

⁶ Die deutschen Sagen der Gebr. Grimm, Nr. 318, Bd. I, 247.

⁷ Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen, Kronstadt 1857, Nr. 304; E. L. Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte, Heilbronn 1877, S. 28.

⁸ Über dieses Motiv und Zusammenstellung seiner Varianten: E. Kost, Die Grenz-streitsage vom falschen Schwur bei Schöpfer und Erde. . . Württemb. Franken, Jub.-Band 1948.

griechischen Tradition von einer hübsch ausgedachten Überlistung die Rede ist, die dann sinnvoll dadurch gekrönt wird, daß die beiden Läufer ausgerechnet beim Heiligtum des Gottes der List und der Diebe zusammentreffen. Ähnliche Motive der List werden nun in allen volkstümlichen Grenzlaufsagen immer wieder neu gebildet und nach den inneren Wachstumsgesetzen einer Sage unbekümmert und naiv weitergesponnen. In den Schweizersagen wird ein solches Motiv schließlich zum Kernmotiv entwickelt. Es besteht, wie eigentlich alle diese Listmotive, einfach darin, daß man sich zwar an den Wortlaut der Abmachung hält, dennoch aber jeder Partner auf seine Weise den eigenen Vorteil zu wahren sucht. Im Grunde ist dies eine Art Urmotiv, aus dem alle großen volkstümlichen Schwanksammlungen, die Eulenspiegel- und Schildbürgergeschichten, die Tierepen und Fabeln wie die Schelmenromane der Weltliteratur bis zur modernen Anekdote ihr motivisches Kapital geschlagen haben.